1,70 DM / Band 320
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

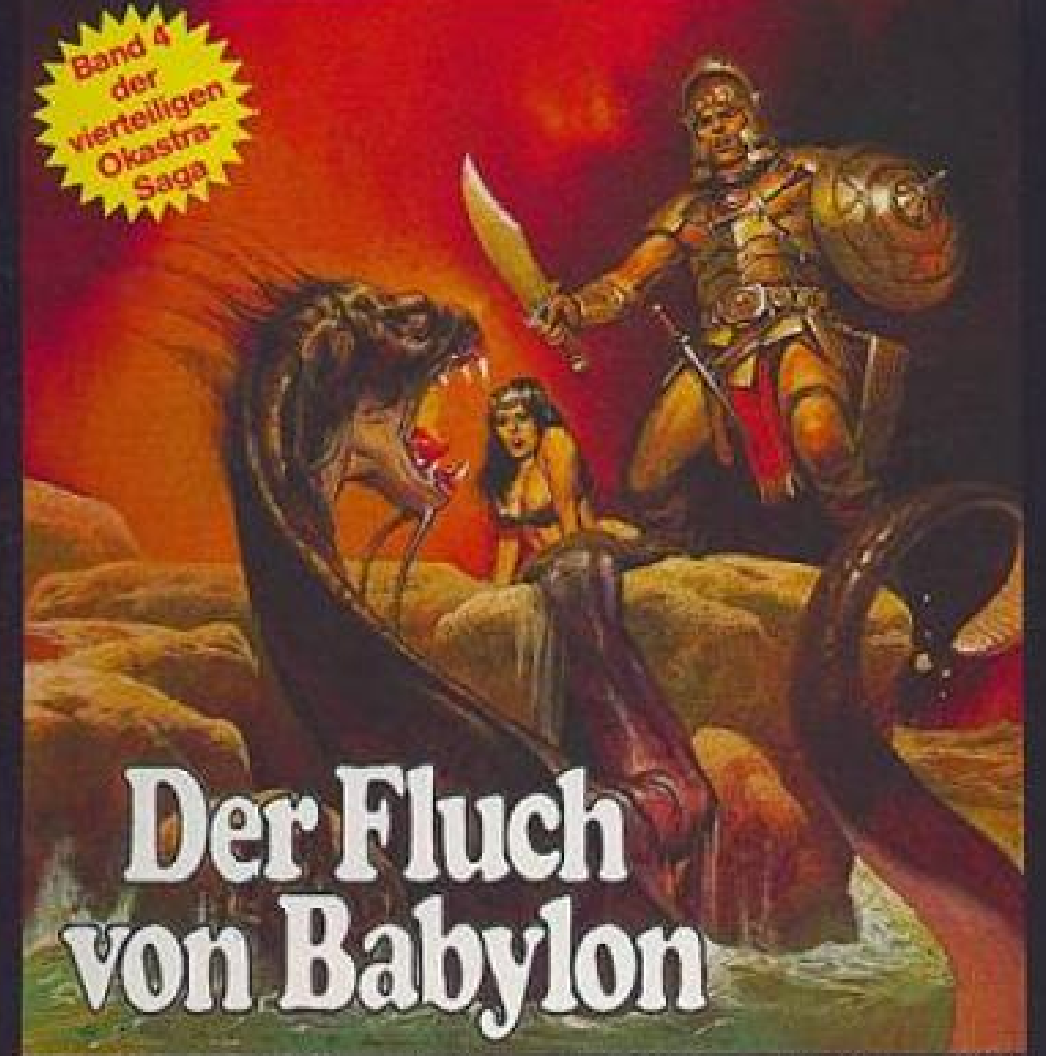
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 40 / Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Luxemburg F 40 / Nederlande f 2,15 / Spanien P 110



Der Fluch von Babylon

John Sinclair Nr. 320

Teil 4/4

von Jason Dark

erschienen am 21.08.1984

Titelbild von Vicente Segrelles

Sinclair Crew

Der Fluch von Babylon

Es war kalt, roch nach Öl und irgendwie auch nach Elektrizität.

Die Wände vibrierten leicht, das schmale Bett besaß eine harte Unterlage, unter der Decke liefen Rohre entlang, die Tür bestand aus Metall, der Boden ebenfalls, der Raum besaß kein Fenster, und manchmal flackerte das Licht. Insgesamt gesehen war es nicht eben ein Hort der Gemütlichkeit, doch Claudia Darwood hätte in diesem Augenblick mit keinem Königspalast tauschen wollen. Sie lag auf dem Bett der engen Kammer, fror nicht mehr und war gerettet.

Begreifen und fassen konnte sie es noch immer nicht ganz, aber es mußte so sein. Wenn sie sich umschaute, sah sie keine Wellen mehr, kein Schlauchboot und auch keine weißen Monsterspinnen.

Nur einen Türspalt, unter dem ein feiner heller Lichtstreifen herfiel, der sich in diesem Augenblick veränderte. Er wurde blaß, schwammig und wolkig. Er selbst konnte sich dafür nicht verantwortlich zeigen, aber Claudia wußte auf einmal, wer und was hinter dieser Veränderung steckte. Es war Nebel!

Und damit dachte sie sofort an den, mit dem das grauenvolle Abenteuer begonnen hatte.

Okastra!

Claudia richtete sich auf. Es fiel ihr schwer, denn sie hatte plötzlich das Gefühl, zu einer Puppe geworden zu sein. Wie der seltsame Nebel unter der Tür hervorkroch, so machte sich in ihrem Innern die Angst bemerkbar und lahmte ihren Willen. Auf der Kante des schmalen Betts blieb sie sitzen. Die Augen hielt sie weit geöffnet, die Lippen zitterten, und sie drückte sich ein wenig zur Seite, so daß sie in einer schrägen Haltung blieb.

Der Nebel wurde dichter, kroch unter dem Türspalt hervor und weiter die Tür hoch.

Claudia Darwood starrte auf ihn. Es gelang ihr auch, die Farbe des Nebels auszumachen.

Sie war blaugrau…

Hätte es noch eines letzten Beweises bedurft, Claudia hatte ihn nun bekommen. Die Farbe sagte ihr genug. Das war kein normaler Nebel, er gehörte zu Okastra, diesem schrecklichen Dämon, der ein Heer von weißen Monsterspinnen befehligte.

Claudia hatte ihn schon fast vergessen. Das lautlose Hereinschweben des Nebels erinnerte sie wieder an seine schreckliche Existenz, und sie dachte mit Grauen daran, daß er sich im U-Boot befand.

Allein dieser Gedanke ließ die Engländerin zittern. Okastra als ungeladener Gast in dem Boot, das sie und den Chinesen Suko gerettet hatte. Sie waren vom Regen in die Traufe geraten.

Claudia hätte gern geschrien. Nicht einmal das brachte sie fertig, sondern schaute nur zu, wie der Nebel weiter und weiter kroch, sich von der Tür fortbewegte und zu dichten Wolken hochquoll, die fast die Größe eines Menschen erreichten.

Der Raum, in dem man Claudia untergebracht hatte, war sehr klein.

Mochten die U-Boote in den letzten Jahren auch noch so modern geworden sein und durch Atomkraft angetrieben werden, der Platzmangel ließ sich einfach nicht beheben.

Noch hatte der Nebel ihr schmales Bett nicht erreicht. Es sah so aus, als wollte er das auch nicht, denn ungefähr zwei Schritte von Claudia entfernt kam er zur Ruhe. Außerdem strömte kein Dunst mehr von draußen nach.

Er blieb in der Höhe, konzentrierte sich noch mehr und ballte sich vor den Augen der Frau zu einer Gestalt zusammen. Im Innern des

Nebels entstand ein grauenvolles Wesen, ein Sarazenen-Krieger, dessen Knochen längst hätten vermodert sein müssen, und der durch den Einfluß einer Schwarzen Magie wieder zum »Leben« erweckt worden war.

Eben Okastra!

Das Glühen der Augen kannte Claudia bereits. Es war nicht allein die Gestalt, die sie so sehr erschreckte, sondern die Tatsache, daß es Okastra gelungen war, das Unterseeboot zu entern. Auf welche Weise auch immer.

Genau dies fand Claudia so furchtbar.

Okastra stand vor ihr. Er genoß ihre Angst. Abermals schaute aus dem Nebel die Spitze der Klinge. Sie wies auf die Frau, die ein zittern nicht mehr unterdrücken konnte und ihre Finger in das über der Matratze liegende Laken gekrallt hatte.

Okastra verkörperte das Böse. Und das stieß Claudia ab, aber sie kam nicht dagegen an. Sie wußte nicht, wie dieses unheimliche Monstrum besiegt werden konnte.

Er sprach nicht. Er schaute sie nur aus rotglühenden Augen an, während um seine Gestalt herum die blaugrauen Nebelschwaden wallten, als wären sie ein Kleid aus Dunst.

Claudias Herz pumpte. Auch der Atem drang keuchend über ihre Lippen.

»Was willst du?« hauchte sie. Es hatte sie Überwindung gekostet, diese Frage zu stellen.

Aus dem Nebel erklang das ihr schon so bekannte Lachen. »Was ich will? Ganz einfach. Ich wollte euch allen zeigen, daß ich noch da bin. Du hast geglaubt, gerettet zu sein, nachdem du meinen Spinnen entgangen bist. Das ist ein Irrtum. Okastra kann man nicht überwinden. Nicht auf diese Art und Weise. Hast du verstanden?«

Claudia nickte.

»Ich werde nichts tun. Ich wollte mich dir nur zeigen, damit du Bescheid weißt. Wahrscheinlich hast du damit gerechnet, nach Hause zu kommen. Glaube es nur nicht! Den neuen Kurs des Schiffes bestimme ich allein. Nur ich weiß, wo er hinführen wird.«

Die Worte waren ruhig gesprochen worden. Fast ohne Gefühle, und doch hatten sie Claudia eine grauenhafte Angst eingejagt.

Vielleicht deshalb, weil sie so ohne Betonung dahergeredet waren.

Zudem wußte Claudia, daß Okastra nicht bluffte.

Es waren seine letzten Sätze. Okastra hatte genug gesagt. Er verschwand ebenso lautlos, wie er gekommen war. Der Nebel zog sich zurück, die Gestalt löste sich auf, und mit dem Nebel zusammen verschwand sie wieder unter der Türritze.

Claudia Darwood blieb allein zurück.

Allein und fassungslos!

Sie wischte über ihr Gesicht. Hatte sie Okastra tatsächlich gesehen, oder war alles nur ein Traum gewesen?

Nein, kein Traum. Obwohl er keine Spuren hinterlassen hatte, wußte Claudia es. Der Dämon hatte sich ihr gezeigt. Ihr allein.

Wahrscheinlich wußten weder Suko noch die Besatzung des Schiffes davon, in welch einer Gefahr sie schwebten. Ein Wesen wie Okastra an Bord zu wissen, war ebenso schlimm wie eine Zeitbombe.

Wenn nicht noch schlimmer.

Es dauerte eine Weile, bis sich Claudia Darwood soweit gefaßt hatte, daß sie aufstehen konnte. Dennoch drückte sie sich mühsam von der Bettkante hoch, blieb für einen Moment stehen und schaute an sich herab.

Man hatte ihr andere Kleidung gegeben. Sie trug einen Trainingsanzug aus Armee-Beständen, keine moderne Jogging-Kluft, sondern einen Anzug mit ausgebeulten Hosen, der ihr eigentlich zu groß war. Ebenso wie das Oberteil und auch die Turnschuhe. Das lange Haar hatte sie im Nacken mit einem Gummiband zusammengebunden.

Obwohl sie sich selbst nicht sah, wußte sie, daß sie keine Schönheit war. Die letzten Stunden hatten ihre Spuren hinterlassen, aber ihr Wille war nach wie vor ungebrochen.

Okastra befand sich im Boot.

Davon mußte Suko Kenntnis erhalten. Vielleicht wußte er eine Möglichkeit, diesen Dämon zu stoppen.

Mit diesem Gedanken der Hoffnung öffnete Claudia Darwood die Tür ihrer kleinen Kammer, schaute in den schmalen Gang und fand ihn leer.

Nicht weit von ihr entfernt vernahm sie ein Knistern. Zudem hörte sie die Geräusche aus dem Maschinenraum. Ein leises Summen, ein leichtes Vibrieren, das von Metall besonders gut geleitet wurde.

Sie bewegte sich vor zum Bug des Bootes. Irgendwo mußte sie ja auf Suko treffen.

Der Gang war eng. Es gab überall Handläufe, an denen sie sich festhalten konnte.

Zudem brannte nur eine spärliche Beleuchtung. Auch hier sah sie Leitungen unter der Decke und genietete Platten unter ihren Füßen.

Es roch nach Essen, für Claudia ein Zeichen, daß sie sich der Kombüse näherte. Auch Kaffeeduft nahm sie wahr.

Nur Menschen begegneten ihr nicht. Wahrscheinlich hockten die Soldaten samt und sonders auf ihren Posten oder lagen, falls sie nichts zu tun hatten in den Kojen.

Durch eine ovale Tür schlüpfte sie in jenen anderen Teil des Bootes.

Sehr schnell hatte sie festgestellt, daß sich hier die Mannschaftsräume befanden.

Alles war sehr eng, dicht gedrängt, völlig natürlich für ein U-Boot.

Unnatürlich dagegen war die Haltung der Männer. Sie lagen in den Kojen oder auf dem Boden mit seltsam verrenkten Gliedern und wirkten wie tot…

In diesem Moment wurde Claudia Darwood klar, daß Okastra die Gewalt auf dem Boot übernommen hatte. Wenn er etwas tat, dann gründlich, deshalb gab Claudia auch den anderen Besatzungsmitgliedern kaum Überlebenschancen, auch wenn sie diese noch nicht entdeckt hatte.

Sie war am Eingang stehengeblieben. In ihrem Kopf lag ein taubes Gefühl. Es war wirklich nicht leicht, diese Dinge zu fassen, eine furchtbare Enttäuschung hielt sie umschlungen. Sie hatte gehofft, daß sich alles zum Guten wenden würde, und jetzt dies.

Furchtbar…

Auf dem Boot herrschte eine seltsame Stille. Vielleicht kam es ihr auch nur so vor, das wußte man nie. Dieser Fall war so unheimlich, so anders und nicht zu begreifen.

Es fiel Claudia schwer, sich in Bewegung zu setzen. Trotz allem wollte sie sich die Männer anschauen. Vielleicht gab es noch eine Chance. Möglicherweise hatte sie sich getäuscht und die Männer waren überhaupt nicht tot.

Sie wollte nachsehen.

Ihre Beine zitterten, als sie sich voranbewegte. Die Kojen waren schmal. Ein unruhiger Schläfer wäre sicherlich sehr bald aus dem Bett gefallen. Ein Soldat lag so, daß sich seine Beine zwar noch auf dem Bett befanden, der Hinterkopf aber den Boden berührte. Dabei standen die Augen offen. Die Pupillen waren seltsam verdreht. Sie kamen der Frau wie Glaskugeln vor.

Claudia bückte sich. Ihre Hand tastete über die Wange, dabei bewegte sich der Kopf ein wenig. Diese Bewegung mußte in seinem Innern einen Impuls ausgelöst haben, vielleicht war auch eine Ader geplatzt, aus der Nase jedenfalls rann plötzlich als feiner roter Streifen Blut.

Zuerst zuckte Claudia zurück. Damit hatte sie nicht gerechnet.

War es ein Zeichen dafür, hier einen Toten vor sich zu haben?

Die Finger der Frau tasteten nach dem Puls. Wenn er schlug, bestand Hoffnung.

Ja, sie fühlte etwas. Dabei mußte sie sich schon sehr konzentrieren, denn das Schlagen war sehr schwach.

Ihr fiel ein Stein vom Herzen. Okastra hatte diese Männer nur ausgeschaltet, nicht getötet. Wahrscheinlich brauchte er sie noch für seine weiteren Pläne. Wie die aussahen, war Claudia unbekannt. Sie konnte sich jedoch vorstellen, daß sie nicht gerade menschenfreundlich waren.

Claudia Darwood untersuchte auch die anderen Männer und stellte bei ihnen ebenfalls eine tiefe Bewußtlosigkeit fest.

Nahe der Tür blieb Claudia Darwood stehen und dachte nach. Sie kannte die weiteren Pläne des Inspektors nicht. Sie wußte auch nicht, welche Befehle der Kapitän bekommen hatte, ihr war nur klar, daß die Reise in den Heimathafen nicht so ohne weiteres stattfinden konnte. Da würde Okastra noch ein Wörtchen mitzureden haben.

Wohin wollte er sie dann führen?

Claudia hatte keine Ahnung. Die anderen sicherlich auch nicht, und plötzlich schoß in ihr eine bange Frage hoch. Diese Männer vor ihr hatte es erwischt. Was sollte Okastra daran hindern, auch die übrigen Besatzungsmitglieder in einen solchen Zustand zu versetzen?

Nichts, gar nichts.

Auf jeden Fall mußte und wollte Claudia nachsehen, ob sie die einzige normale Person in diesem schwimmenden Sarg war…

***

Die Uniform saß korrekt, der Mann selbst stand da wie ein Denkmal, seine Gesten waren knapp, und die Stimme klang leicht schnarrend.

So stellte man sich im allgemeinen einen Soldaten aus der Vergangenheit vor.

Kapitän Seymour Glenn zählte dazu.

Er war noch ein alter Haudegen und auch stolz darauf, als junger Mann schon im Zweiten Weltkrieg auf einem U-Boot gefahren zu sein.

Jetzt hatte er Suko zu einem Vier-Augen-Gespräch in seine Kabine gebeten.

»Bitte nehmen Sie Platz«, sagte er und deutete auf einen sesselartigen Stuhl, dessen Standbein am Boden festgeschraubt war.

Suko nickte. Auch er hatte sich inzwischen umgezogen, doch auf seine Waffen nicht verzichtet. Er trug sie am Körper. Es war zwar ein wenig unbequem, aber durchaus zu ertragen.

»Möchten Sie etwas trinken?«

»Wenn Sie einen Tee hätten.«

»Mit Rum?«

»Nein, Sir, ohne.«

Der Kapitän bestellte eine Kanne. Er war ungefähr so groß wie Suko, nur wesentlich schmaler als der Chinese, auch im Gesicht. Als scharf konnte man seinen Blick bezeichnen, und Suko hatte das Gefühl, als würde er von ihm regelrecht durchleuchtet. Viel Sympathie empfand er für den Kapitän nicht, das beruhte wohl auf Gegenseitigkeit, denn auch Seymour Glenn hegte für den Inspektor keine sehr freundschaftlichen Gefühle, wie ihm anzusehen war.

Der Tee kam schnell. Die Ordonnanz brachte auch zwei Tassen mit und Kandiszucker. Es wurde eingeschenkt, dann zog sich der Mann auf

ein Zeichen Glenns wieder zurück.

Die beiden Männer tranken, und als sie die Tassen abgesetzt hatten, übernahm der Offizier das Wort.

»Sie können sich sicherlich vorstellen, aus welchem Grund ich Sie hergebeten habe…«

»Natürlich, Sir.«

»Ich verlange Aufklärung. Auch wenn ich beim Auftauchmanöver nicht im Turm gewesen war, so bin ich doch über das, was geschehen ist, ziemlich genau informiert. Details allerdings möchte ich mir von Ihnen holen, Inspektor.«

»Das können Sie.«

»Wie war das mit den Spinnen?«

»Ich habe selbst kaum eine Erklärung dafür, aber alles geht meiner Schätzung nach auf einem Dämon namens Okastra zurück…« Nun begann Suko mit seinem Bericht, und er stieß, obwohl er Details ausließ, nicht gerade auf Gegenliebe.

Glenn hörte sich Sukos Bericht zwar an, sein leichtes Kopfschütteln machte dem Chinesen aber klar, daß er von den Erzählungen überhaupt nicht viel hielt.

»Sie erlauben mir, wenn ich Zweifel anmelde, Inspektor?«

»Das bleibt Ihnen unbelassen.«

»Und wie wollen Sie dann meine Zweifel aus dem Weg räumen?«

»Denken Sie an die Spinnen.«

Der Kapitän legte die Stirn in Falten. »Dafür habe ich in der Tat keine Erklärung, wobei ich davon überzeugt bin, daß es eine solche geben muß.«

»Die gibt es auch, Sir. Okastra.«

Der Offizier verzog das Gesicht, als hätte er gerade Essig getrunken.

»Hören Sie mir doch mit dieser Märchengestalt auf. Es gibt keinen Okastra oder wie auch immer dieser Typ heißen mag. Das ist eine Illusion, eine Halluzination. Sie waren vielleicht ein wenig überreizt. Da sieht man schon Dinge, die…«

»Ich unterbreche Sie nicht gern, Sir, aber ich an Ihrer Stelle würde eine Zeugin befragen.«

»Meinen Sie Claudia Darwood?«

»Wen sonst?«

Kapitän Glenn winkte ab. »Diese Frau akzeptierte ich nicht als objektive Zeugin.«

»Es wird Ihnen wohl nichts anderes übrigbleiben.«

Glenn schüttelte den Kopf. »Unsinn. Sie beide sind befangen, haben einiges hinter sich, wobei ich zugebe, daß eine Fahrt mit dem Schlauchboot nicht mit einer Kahnpartie auf irgendeinem Weiher zu vergleichen ist. Und was Ihre komischen Spinnen angeht, kann ich es nicht akzeptieren, sie als angreifende Monstren zu bezeichnen. Das

waren doch nie im Leben echte Spinnen.«
»Haben Sie sie gesehen?«
»Ja, durch das Seerohr.«
»Was ist dann Ihre Meinung dazu?«
»Auch ich gehe hin und wieder ins Kino. Dabei sehe ich mir keine Monster- oder Gruselfilme an. Aber manchmal wird man durch die Voranzeigen auf andere Streifen dazu gezwungen. Ihr Bericht kommt mir vor wie einer dieser Filme, in denen ein verrückter Professor durchgedreht und irgendwelche Monstren erfunden hat. Ferngesteuerte, künstliche Spinnen. Die einen bauen Roboter, die anderen eben Spinnen, wieder andere Ameisen. So ist das nun mal. Ein Kindermärchen.«
»Und wo soll dieser komische Professor sitzen?« fragte Suko ein wenig provozierend.
»Auf dem Festland, wo sonst?« Glenn beugte sich vor und umklammerte seine Teetasse. »Sie beide sind aus Spanien gekommen. Und Spanien ist nicht England. Wäre es die Küste unseres Heimatlandes, hätte ich nachforschen lassen, darauf können Sie sich verlassen. So aber kann man den Fall nur vorsichtig weitermelden, denn die Spanier werden sich freuen, wenn wir ihnen Märchen dieser Art auftischen.«
»Sir, es sind keine Märchen.«
»Für mich ja. Und es bleibt auch bei meinem Entschluß!«
Suko wußte, was damit gemeint war. Er hatte es schon von dem Ersten Offizier erfahren. »Dennoch bleiben Sie bei Ihrem Plan, England anzulaufen?«
»So sieht es aus, Inspektor.«
»Sie wissen, daß ich dies nicht akzeptieren kann. Ich hatte einen Auftrag bekommen. Sie haben mich nicht aus lauter Spaß abgesetzt, denn ich sollte einen Kollegen suchen, der in diesem Gebiet operiert hat. Verstehen Sie?«
»Sicher. Den Kollegen haben Sie aber nicht gefunden.«
»Sehr richtig. Da ich niemals aufgebe, werde ich versuchen, allein also ohne Claudia Darwood…«
»Moment«, unterbrach der Kapitän den Chinesen. »Das hieße, Sie wollen noch einmal zurück?«
»So ist es!«
»Unmöglich!«
Suko lachte hart auf. »Erklären Sie mir bitte, aus welchem Grund dies unmöglich sein soll?«
»Weil ich einen neuen Kurs bestimmt habe und wir den Heimathafen anlaufen.«
»Ändern Sie den Kurs!«
Seymour Glenn schlug mit der Faust auf den kleinen Tisch.

»Wegen eines Hirngespinstes? Nein, Mister, das kommt nicht in Frage. Für mich gibt es keinen triftigen Grund, neue Befehle zu geben. Da können Sie reden, wie Sie wollen. Ich bin der Chef auf diesem Boot. Auch Sie unterstehen mir. Das mag an Land anders sein, hier aber nicht.«

»Sie sind also nicht umzustimmen, Kapitän?«

»Nein!«

Endgültig klang diese Antwort. Suko preßte die Lippen hart zusammen.

Fast bedauerte er es schon, von diesem U-Boot an Bord genommen worden zu sein. Sein Job war es gewesen, den Freund und Partner John Sinclair zu finden. Das hatte bisher nicht geklappt. Von John war nichts zu sehen gewesen, er hatte nicht einmal eine Spur gefunden. Suko konnte sich nur auf Claudia Darwoods Aussagen verlassen. Sie hatte ihm erklärt, daß sich der Geisterjäger vor ihren Augen auflöste, als er Okastra angriff. Er war praktisch in einem Nebel verschwunden.

Seymour Glenn hob die Schultern. »Wenn ich mich einmal zu irgend etwas entschlossen habe, bleibe ich auch dabei. Haben Sie mich verstanden, Inspektor?«

»Natürlich.«

»Dann richten Sie sich danach. Ich gewähre Ihnen und Mrs. Darwood so lange die Gastfreundschaft, bis wir den Heimathafen angelaufen haben. Aber auf diesem Schiff bin ich der Chef. Sie haben meine Befehle zu befolgen. Was Sie später machen, ist mir egal, und wenn Sie hundertmal Inspektor von Scotland Yard sind, ich…«

Das Klingeln des Telefons unterbrach ihn. Es stand neben seinem Platz, gewissermaßen zwischen Tisch und Koje.

Seymour Glenn verzog den Mund. Auf seiner Stirn bildeten sich Unmutsfalten, als er den Hörer hochnahm und ein »Was gibt es denn?« in die Muschel schnarrte.

Suko konnte nicht verstehen, was der Anrufer sagte, doch der Tonfall seiner Stimme klang ziemlich hektisch. Zudem wechselte der Kapitän die Farbe. Er wurde rot im Gesicht, bis er den Sprecher unterbrach.

Danach knallte er den Hörer auf die Gabel.

Suko war klar, daß es Schwierigkeiten gegeben haben mußte.

Während sich der Kapitän hochstemmte, fragte Suko: »Was hatte dieser Anruf zu bedeuten?«

»Das werde ich gleich genau wissen!«

»Soll ich mit…«

»Nein, Sie bleiben und warten hier auf mich.« Seymour Glenn schaute den Inspektor scharf an, bevor er seine Mütze aufsetzte, ihn passierte und zur Tür lief.

Nachdenklich schaute Suko ihm hinterher. Dieser Mann war einfach nicht zu belehren, doch der Anruf mußte sein soldatisches Denken

durcheinandergebracht haben. Obwohl Suko nicht genau wußte, um was es sich dabei handelte, glaubte er doch daran, daß es mit den Spinnen zusammenhing.

Man würde sehen…

Seine Gedanken kreisten um John Sinclair und den Job, den Suko übernommen hatte. Von John Sinclair hatte er bisher nicht die Nasenspitze gesehen, und auch er war zur Inaktivität verdammt worden.

Er hockte hier in dem Schiff, das ein Sarg aus Stahl werden konnte, wenn Okastra es wollte. Ein Erfolg war ihm nicht beschieden. Hätte Suko sich von Beginn an ein einmischen können, wäre sicherlich alles ganz anders gelaufen. So aber war er erst später hinzugekommen, und das wiederum war einfach zu spät gewesen. Die andere Seite hatte inzwischen einen weitaus größeren Vorsprung bekommen.

Suko hätte gern den Grund erfahren, weshalb der Kapitän so plötzlich seine Kabine verlassen hatte. Daß etwas schiefgelaufen war, lag jedenfalls auf der Hand.

Suko unterbrach seinen Gedankengang. In der Kabine war es still, wie im gesamten Boot. Man schrie hier nicht und redete nicht laut.

Und wegen der Stille vernahm Suko auch die Schritte vor der Tür.

Sie war nicht ganz zugefallen, und Suko vernahm ein zaghaftes Klopfen.

»Come in!« sagte er.

Die Tür wurde aufgestoßen. Weder ein Offizier noch ein Mitglied der Mannschaftsdienstgrade betrat die Kabine. Es war Sukos Partnerin in diesem Fall.

Claudia Darwood!

Sie kam herein, sah den Inspektor Und blieb stehen, als hätte sie einen Befehl bekommen, Suko fiel auf, daß sie blaß geworden war.

Noch blasser als sonst. Ihre Augen waren zudem geweitet.

»Sie hier?«

»Ja, Claudia, kommen Sie.«

Zögernd näherte sich die Frau und sah, daß Suko auf den freien Stuhl deutete. »Nehmen Sie ruhig Platz. Wenn der Kapitän zurückkehrt, werde ich aufstehen.«

»Ja, aber…« Sie schüttelte den Kopf und hob gleichzeitig die Schultern.

»Ihn wollte ich sprechen, ihn muß ich sprechen.«

»Versuchen Sie es mal mit mir.«

»Natürlich, Suko, entschuldigen Sie! Nur haben Sie hier nicht die Befehlsgewalt über das Boot.«

»Das ist richtig, Claudia. Sie können mir trotzdem sagen, um was es geht, oder?«

»Wie Sie meinen. Aber halten Sie sich fest.«

»Mich kann nichts überraschen.«
»Ich habe Okastra gesehen!«
Diese Aussage war selbst für Suko, der schon einiges erwartet hatte, ein Schlag ins Kontor. »Sie haben ihn gesehen?« erkundigte er sich zweifelnd. »Er ist hier auf dem Boot?«
»Leider. Und er hat auch schon zugeschlagen.«
»Erzählen Sie, Claudia.«
Die Engländerin berichtete mit hastigen Worten. Suko sah keinen Grund, ihr nicht zu glauben. Claudia redete flüsternd, als hätte sie Angst, abgehört zu werden.
»Nun ja«, sagte Suko, als sie ihren Bericht beendet hatte, »das sieht gar nicht gut aus.«
»Das meine ich auch.«
»Wenn Sie sagen, daß sich Okastra auf dem Boot befindet, hat das Verschwinden des Kapitäns vielleicht etwas mit ihm zu tun. Da muß was passiert sein. Leider hat mich Glenn nicht eingeweiht…«
»Vielleicht sind die Soldaten entdeckt worden.«
»Das kann natürlich sein.«
»Und wie würde der Kapitän wohl reagieren?«
Suko lächelte schief. »Dieser Mann ist ein ungläubiger Thomas, was ich ihn nicht einmal verdenken kann.«
»Hat er nicht die Spinnen gesehen?«
»Schon. Nur lautet seine Erklärung anders. Wir können sie vergessen, ich will Sie Ihnen auch nicht sagen, aber mir scheint, daß es nicht so einfach sein wird, den Heimathafen in England anzulaufen. Dem wird Okastra einen Riegel vorschieben.«
Claudia nickte gedankenverloren. »Wobei ich mich frage, wie er das schaffen will.«
»Bei den Möglichkeiten, die ein Dämon besitzt, ist es eine reine Spielerei. Ich erinnere mich an einen Fall, den John Sinclair allein erlebt hat. Damals reagierte auch ein U-Boot in der Hand schwarzmagischer Mächte. Dämonen haben die Angewohnheit, mit der Technik zu spielen. Es macht ihnen Spaß, sie nach ihrem Gusto zu manipulieren, und die Technik ist seelenlos, sie kann sich nicht dagegen wehren.«
»Hat John Sinclair es denn geschafft?«
»Letztendlich ja. Aber mit viel Glück.«
»Das werden wir auch brauchen«, sagte die Frau leise. Sie hob den Kopf und schaute Suko direkt an. »Was könnte denn alles passieren?«
»Ich weiß es nicht, Claudia.«
»Aber Sie…«
»Leider kenne ich Okastras Pläne nicht. Das ist das Schlimme daran. Wir können nur abwarten. Er wird agieren, wobei ich hoffe, daß es uns gelingt, zu reagieren.«

Feste Schritte näherten sich der Tür. Am Klang erkannte Suko, daß Kapitän Seymour Glenn zurückkam. So war es auch. Er stieß die Tür auf und blieb dicht hinter der Schwelle überrascht stehen, denn er hatte nicht damit gerechnet, einen zweiten Besucher in seiner Kabine zu finden.

Claudia Darwood hatte den Blick des Mannes bemerkt und stand sofort auf. »Entschuldigen Sie bitte, aber ich hatte Sie unbedingt sprechen wollen und fand nur den Inspektor vor…«

Glenn winkte ab. »Schon gut, nehmen Sie wieder Platz. Ich habe sowieso keinen Nerv, mich jetzt ruhig hinzusetzen.«

Es war etwas passiert, das erkannte auch Suko. Eine Frage stellte er nicht, er wollte erst einmal abwarten. Sicherlich kam der Mann von allein auf das Thema zu sprechen.

»Nun«, sagte er und holte tief Luft, während er stehenblieb und auf seine Schuhspitzen starrte. »Es ist in der Tat etwas Ungewöhnliches geschehen. Wir sind auf einem anderen Kurs.«

Suko begriff sofort. »Den Sie nicht angeordnet haben?«

»So ist es.«

»Haben Sie eine Erklärung?« fragte der Chinese. Seine Stimme besaß einen leicht spöttischen Unterton, den der Kapitän allerdings überhörte.

»Die habe ich eben nicht!«

»Wie ist es denn geschehen?«

»Ganz plötzlich«, erklärte der Mann. »Und die Instrumente fielen aus. Genauer gesagt, sie spielten plötzlich verrückt. Da stimmte nichts mehr. Kein Kompaß reagierte, und die anderen Anzeigen rotierten ebenfalls. Es war wirklich ein Rotieren, denn die Nadeln schlugen Kreise wie wilde Propeller. Normalerweise dürften wir gar nicht mehr fahren. Wir machen es trotzdem.«

Der Kapitän war geschockt. Das sah man ihm an. Mit logischen Überlegungen kam er hier nicht weiter. Ein anderer hatte die Regie übernommen. Suko und Claudia wußten, um wen es sich dabei handelte.

Sie hüteten sich jedoch, ein Wort verlauten zu lassen. Glenn sollte selbst auf die Idee kommen. Sie lag auf der Hand.

Er begann mit einer Wanderung durch die Kabine. »Aber das ist nicht alles«, sagte er mit wesentlich leiserer Stimme. »Auf für mich unerklärliche Weise ist auch ein Teil der Besatzung ausgeschaltet worden. Die Männer liegen in einem Koma. Es war die Mannschaft, die Bereitschaft hatte. Es sieht so aus, als wären sie vergiftet worden, doch unser Bordarzt konnte nichts in dieser Richtung feststellen.«

Scharf drehte sich Seymour Glenn um. »Was ist hier geschehen? Was geht auf dem Schiff vor?« Er streckte einen Arm aus, und der Zeigefinger wies auf Suko. »Reden Sie, geben Sie mir eine Erklärung!«

»Würden Sie diese denn akzeptieren?« fragte Suko.
»Möglicherweise nicht.«
»Da haben wir es.«
»Sagen Sie es trotzdem.«
»Sie müssen umdenken, Sir«, erklärte Suko. »Befreien Sie sich einmal von jedem militärischen Gedankenzwang. Sehen die das Ganze ein wenig freier und aufnahmebereiter. Ich kann Ihnen auf ihre Frage nur eine Antwort geben. Hinter diesem plötzlichen Kurswechsel und dem Ausfall der Instrumente stecken dieselben Elemente, die auch mit der Existenz der Spinne zu tun haben.«
»Und die oder das wäre?«
»Okastra!«
Glenn ging nicht an die Decke. Er blieb seltsam still, starrte nur zu Boden und sagte: »Ich kann es dennoch nicht fassen.«
»Finden Sie sich damit ab.«
»Und was sollte dieser Okastra damit bezwecken?«
»Das werden wir noch herausfinden. Zunächst einmal können wir gar nichts tun und nur hoffen, daß es bei dem einen Angriff bleibt.«
Der Offizier lachte auf. »Ich höre immer nur diesen Namen. Er ist wie ein Gespenst, ein Spuk. Wobei ich mich frage, ob es ihn überhaupt gibt?«
»Er existiert«, sagte Darwood. »Ich habe ihn gesehen, Sir. Und zwar auf diesem Schiff.«
»Nein!«
»Wenn ich es Ihnen sage, Sir. Es ist hier. Er befindet sich auf Ihrem UBoot. Das muß ich Ihnen leider sagen.«
Der Kapitän ballte die Hand zur Faust. »Darüber komme ich nicht hinweg. Wie kann es geschehen, daß ein Mensch…?«
»Er ist kein Mensch.«, stellte Suko richtig.
»Gut, kein Mensch. Wie kann es trotzdem geschehen, daß er unbemerkt ein Boot entert und auf gewisse Weise als blinder Passagier mitfährt?«
»Weil es für ihn keine Hindernisse gibt.«
»Für jeden existieren die!«
»Aber nicht für Geister«, antwortete Suko.
Der Kapitän schluckte. »Das… das glauben Sie doch wohl selbst nicht. Es gibt keine Geister.«
»Sie irren sich, Sir. Ich habe mit Ihnen zu tun gehabt, und sie stellen die Naturgesetze auf den Kopf, so wahr ich hier stehe, Sir, es stimmt alles.«
»Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll«, murmelte Seymour Glenn. Er hob die Schultern, wollte noch etwas hinzufügen, schwieg aber, weil ihn irgend etwas abgelenkt hatte.
»Was haben Sie, Sir?« fragte Suko.

»Merken Sie es nicht?«

»Nein.«

»Wir steigen, Inspektor, wir steigen. Obwohl ich keinen ausdrücklichen Befehl dazu gegeben habe…«

***

Ich war Torkan, der Barbar, und ich hatte den Kampf gegen Baal, den Götzen, verloren.

Rücklings lag ich auf seinem Altar in der engen Schlucht des Todes und konnte mich nicht mehr wehren. Magische Kräfte hatten die Kontrolle über meinen Körper bekommen, und Baal, dieser unheimliche Götze, dessen Todfeind ich war, gewann.

Es war ihm gelungen, mich auszuschalten, und er ging jetzt daran, mich zu töten.

Dazu nahm er sein Zepter!

Beim ersten Hinsehen sah es aus wie der gelbe Armknochen eines Menschen. An seiner Spitze vielleicht etwas dicker, an einen Wulst erinnernd.

Baal beugte sich über mich. Ich hätte mich gewehrt, ihn getötet, doch ich konnte nicht.

Im wahrsten Sinne des Wortes schaute ich dem Tod ins Auge. Ich spürte die Berührung des Zepters, es war wie ein Hauch, der über meine Haut glitt und sich in einen mörderischen Schmerz verwandelte, der mich fast um den Verstand brachte.

Mit dem letzten Rest meines klaren Willens wurde mir noch klar, daß dieser Schmerz der letzte in meinem Leben als Torkan gewesen war und mich in den Tod führte.

Ich starb!

Nein, ich starb nicht!

Etwas Unwahrscheinliches geschah, und ich möchte es aus der Sicht des Götzen Baal berichten, der damit rechnete, eine Leiche vor sich auf dem Altar liegen zu sehen.

Statt dessen lag dort ein Lebender, ein anderer, ein Mensch, wie Baal ihn nicht kannte, wie er ihn noch nie gesehen haben konnte, denn dieser Mensch kam aus der Zukunft.

Er besaß blonde Haare, war völlig anders angezogen und richtete sich plötzlich auf.

Dieser Mensch war John Sinclair, der Geisterjäger!

***

Suko und Claudia Darwood zeigten sich nach den Worten des Kapitäns nicht einmal überrascht. Sie hatten irgendwie damit gerechnet.

Schließlich besaß Seymour Glenn das Kommando nicht mehr.

Okastra hatte es ihm aus der Hand genommen, und er führte das aus,

was seinem eigenen Willen entsprach. Er manövrierte das Boot in die Höhe, der Oberfläche entgegen, weil er auftauchen wollte.

Glenn stand vor den beiden Passagieren und hatte die Hände zu Fäusten geballt. Seine Gesichtsfarbe wirkte wie graue Asche, er konnte nichts mehr sagen, und schon meldete sich wieder das Telefon.

Glenn sprang hin, hob den Hörer ab und schrie: »Ich komme in die Zentrale. Ist Mr. Winter da?«

»Gut, er soll das Kommando übernehmen.« Wieder warf der Kapitän den Hörer hart auf die Gabel, schaute Suko und Claudia an und nickte ihnen zu. »Es ist zwar nicht erlaubt, aber ich mache eine Ausnahme. Sie dürfen mich begleiten.«

»Das hatten wir auch vor«, erwiderte Suko und faßte Claudia an der Hand. Nach dem Kapitän verließen sie die Kabine und eilten mit schnellen Schritten zur Kommando-Zentrale.

Unter den Mitgliedern der Besatzung hatte sich Unruhe ausgebreitet.

Zwar schrie niemand oder drehte durch, aber die Stimmen waren doch lauter geworden, und in jedem Satz, der von den Männern gesprochen wurde, lag eine Frage.

Niemand verstand etwas.

Suko fragte sich, ob Glenn bereit war, einen Gesamtüberblick der neuen Lage zu geben. Wahrscheinlich nicht. Er würde auf tiefen Unglauben stoßen, obwohl auch unter den Soldaten zahlreiche Seeleute abergläubig waren.

Sie erreichten die Zentrale, in der Glenn augenblicklich das Kommando übernahm.

Suko sah auch den Offizier, der ihm geholfen hatte. Der Mann stand blaß am Sehrohr und hob nur die Schultern. »Haben Sie Neuigkeiten, Mr. Winter?«

»Nein, Sir.«

»Wir steigen also noch immer?«

Winter nickte.

Kapitän Seymour Glenn übernahm selbst das Sehrohr. In der Fachsprache Periskop genannt. Seine Arme legte er auf die waagerecht nach zwei Seiten stehenden Stützen und preßte die Augen dicht gegen die komplizierte Optik.

In der Zentrale herrschte ein diffuses Licht. Die Gesichter der meisten Offiziere verschwammen. Vom Widerschein der Instrumente bekam ihre Haut ein geisterhaft bleiches Aussehen. Suko und Claudia hielten sich zurück. Der Inspektor spürte die Hand der Frau an der seinen. Er hoffte für alle auf dem Boot, daß sie es irgendwie schafften, dieser verdammten Lage zu entkommen. Okastra hatte etwas mit ihnen vor.

Wahrscheinlich würde es, wenn es nach seinen Plänen ging, mit dem Tod der Menschen enden. Suko hoffte daher, daß es ihnen gelang, zuvor eine Möglichkeit zu finden, diesem über ihnen schwebenden

Schicksal zu entgehen.
Niemand redete. Man überließ es dem Kapitän, einen Kommentar abzugeben. Seymour Glenn stand am Periskop. Sein Gesicht schien mit dem nach oben führenden hydraulisch gesteuerten Metallpfahl verwachsen zu sein.
Sah er etwas?
Unausgesprochen lag die Frage über den Köpfen der Anwesenden.
Suko konzentrierte sich auf das Boot. Ja, sie stiegen. Langsam, aber stetig und durch nichts aufzuhalten. Wahrscheinlich hatten die Männer schon alle Gegenmaßnahmen getroffen, doch sie konnten ein weiteres Steigen des U-Boots nicht verhindern. Bis sie die Oberfläche erreicht hatten, würde allerdings noch einige Zeit vergehen.
So lange wollte Glenn auch nicht am Periskop aushalten. Er trat einen Schritt zurück, drehte sich um, um ein jeder sah sein maskenhaft starres Gesicht, das einen bleichen Schein angenommen hatte.
»Wir werden wohl nichts dagegen unternehmen können, Gentlemen«, sagte er mit ruhiger Stimme und hob danach die Schultern.
»Ich muß zugeben, daß ich einem Phänomen gegenüberstehe. So etwas ist mir während meiner ganzen Dienstzeit noch nicht vorgekommen. Tut mir leid, daß ich Ihnen das mitteilen muß.«
Winter stellte die erste Frage. »Haben Sie über eine Erklärung nachgedacht, Sir?«
»Das habe ich. Wahrscheinlich bin ich zu dem gleichen Ergebnis gekommen wie Sie.«
»Hangt es vielleicht mit den Spinnen zusammen?«
»Das vermutet der Inspektor. Und noch einiges mehr.«
Suko war angesprochen worden und sah sofort die Blicke der Versammelten auf sich gerichtet. Man wartete auf eine Erklärung.
Suko löste seine Hand aus Claudias Griff und trat einen halben Schritt vor. »Es sieht leider so aus, als wären wir mit unserem Latein am Ende, Gentlemen«, erklärte er. »Was hier mit uns allen geschieht, haben keine Menschen zu verantworten, sondern andere Kräfte, die für uns oft genug unerklärbar sind. Ich spreche das Wort bewußt aus und sage: Dämonen. Wir haben es hier mit Dämonen zu tun. Damit müssen wir uns leider abfinden. Auch die Spinnen, von denen Sie, Mr. Winter, gesprochen haben, zähle ich dazu. Sie sind die Helfer des Dämons. Vor ihm wurden sie wahrscheinlich erschaffen und gehorchen allein seinen Befehlen. Das müssen Sie als Tatsache hinnehmen.« Suko sah, daß Unruhe entstand, hob einen Arm und redete mit ein wenig verschärfter Stimme weiter. »Und wir müssen uns ferner darüber klar sein, daß nicht mehr Kapitän Seymour Glenn das Kommando über das Boot besitzt, sondern ein Dämon. Er kann die Technik manipulieren, wie wir es am eigenen Leibe erfahren mußten.

Richten Sie sich darauf ein.«

»Und wie soll das enden, wohin soll es führen, welche Chance haben wir?«

Drei Fragen auf einmal wurden Suko gestellt. »Eigentlich kann ich Ihnen auf keine Ihrer Fragen eine konkrete Antwort geben. Ich weiß nicht, wo es endet, da ich die Ziele unseres Gegners nicht kenne, Ob wir eine Chance haben?« Suko hob die Schultern. »Darüber kann ich Ihnen nichts sagen. Es kommt auf uns an.«

»Wieso?«

»Wir sollten nicht die Nerven verlieren und zusammenhalten. Ich weiß, daß ein Teil der Besatzung ausgeschaltet worden ist. Die Männer der Bereitschaft liegen in einem komaähnlichen Zustand in den Kojen. Auch das haben wir diesem Dämon zu ›verdanken‹. Uns hat er bisher verschont. Die Gründe werden wir sicherlich erfahren.«

»Wie heißt denn der Dämon!«

»Okastra!«

Den Namen hatten die Männer noch nie gehört. Das sagten sie auch.

Jemand wollte wissen, wie er ungesehen an Bord hatte gelangen können.

Suko gab dem Fragesteller dieselbe Antwort, die auch der Kapitän zuvor in der Kabine von ihm bekommen hatte.

Sie wurde mit Unglauben quittiert. Diskussionen entstanden, die durch eine eigentlich normale, in diesem Fall jedoch sehr beunruhigende Meldung gestoppt wurden.

»Die Wassertemperatur hat sich um sieben Grad erwärmt und steigt weiter!«

»Sir, es stimmt. Ich täusche mich nicht. Die Temperatur steigt tatsächlich. Ich habe das Gefühl, als würden wir uns im Golfstrom bewegen oder irgendwo in der Südsee.«

Glenn hielt nichts mehr an seinem Platz. Er schaute nach und mußte zugeben, daß dies so war. »Sogar das Gerät ist in Ordnung«, stellte er fest, »im Gegensatz zu den anderen.«

»Schauen Sie noch einmal nach«, schlug Suko vor. »Wir müßten ja allmählich die Wasseroberfläche erreichen.«

Seymour Glenn nickte und wandte sich abermals dem Sehrohr zu.

Diesmal kommentierte er, was er sah.

»Die Helligkeit nimmt zu. Ein Zeichen, daß wir uns der Oberfläche nähern. Steigt die Temperatur noch?«

»Ja, Sir.«

»Wie sieht es auf den Radarschirmen aus, Breker?«

»Sind ausgefallen, Sir.«

»Verdammt, auch.«

Der Kapitän blieb am Periskop und gab nur hin und wieder einen knappen Kommentar.

Claudia Darwood schob sich dicht an Suko heran, damit er sie auch verstand, wenn sie flüsterte. »Da geht doch einiges nicht mit rechten Dingen zu«, hauchte sie. »Haben Sie einen Verdacht, Suko?«

»Nein, den habe ich nicht und habe ihn gleichzeitig doch.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Es ist nur schwer, den Leuten begreiflich zu machen, aber ich werde das Gefühl nicht los, daß wir uns zwar noch im Atlantik befinden, aber in einer anderen Zeit möglicherweise.«

»Wieso?«

»Vielleicht haben wir, ohne es zu merken, ein Dimensionstor durchfahren. So etwas gibt es.«

»Und dann?«

»Wie ich schon sagte, könnten wir uns in einer anderen Zeit befinden. Aber das sind Ahnahmen, noch habe ich dafür keine schlüssigen Beweise. Die Anzeichen jedenfalls deuten darauf hin.«

»Haben Sie so etwas schon erlebt?«

»Mehr als einmal.«

»Und Sie sind stets zurückgekommen?«

Suko lachte leise. »Wie sie sehen, ja.«

»Achtung, Männer, es ist soweit«, meldete sich der Kapitän. »Wir werden bald auftauchen.« Er atmete tief ein. »Noch einen Moment. Jetzt!« rief er, »ich sehe etwas!«

Es war die Sekunde der Wahrheit. Nun würde es sich zeigen, ob Suko mit seiner Vermutung recht behalten hatte.

Sogar der Kapitän stand unter einer Spannung, die er nicht mehr verbergen konnte. Längst hatte er seine Ruhe aufgegeben. Der Mann zitterte wie unter Strom. Seine Schultern zuckten.

Einen Kommentar gab er nicht ab. Dafür drehte er sich mit einem heftigen Ruck um, so daß er den Anwesenden ins Gesicht schauen konnte. Zweimal holte er Luft und wischte dabei über sein Gesicht, bevor er überhaupt ein Wort hervorbrachte. »Wir… wir sind in einem anderen Gewässer«, flüsterte er. »Soweit ich erkennen kann, befinden wir uns nicht mehr vor der spanischen Küste. Wir sind abgetrieben …«

»Können Sie ungefähr sagen, wohin…«

»Nein, Mr. Winter, das ist mir unmöglich.«

»Es tut mir leid. Der Inspektor scheint recht behalten zu haben. Da stimmt einiges nicht. Ich war mir nicht sicher, aber…« Seymour Glenn geriet ins Stottern. »Tut mir leid, daß ich Ihnen das sagen muß, Gentlemen …«

Suko übernahm die Initiative. Niemand hielt ihn auf, als er vorging und den Kapitän zur Seite schob, damit er durch das Sehrohr schauen konnte.

Suko ging ein wenig in die Knie, schaute durch die Optik und sah bestätigt, was der Kapitän ihnen mitgeteilt hatte.

Zum Greifen nah lag das Land vor ihm. Eine andere Küste, nicht so zerklüftet, so wild und auch nicht so unwegsam. Ein Strand, der nach Sand aussah und sich gegen die anlaufenden Wellen zu schieben schien.

Ein einsamer Flecken Erde, nicht als romantisch zu bezeichnen, denn irgend etwas gab es da, das Suko störte.

Er konnte es nicht erkennen, er wußte aber, daß es vorhanden war.

Vielleicht das Böse, möglicherweise ein fremder Dämon, der seine Krallen ausgestreckt hatte.

Okastra?

Bestimmt, denn er war es schließlich gewesen, der das U-Boot lenkte und es nach seinem Willen leitete. Die Folgen waren absehbar. Okastra hatte das Boot deshalb an dieses Ziel gebracht, damit die Menschen an Land gehen konnten.

Er wollte sie für sich!

Suko trat wieder vom Periskop zurück und hob die Schultern. »Ich kann die Aussagen des Kapitäns bestätigen. Wir müssen an einer uns allen unbekannten Küste gelandet sein.«

Seymour Glenn ging auf Sukos Angaben nicht ein. Er fragte etwas Sachliches: »Wassertiefe?«

»Wir können nur schätzen, Sir«, wurde ihm geantwortet.

»Dann tun Sie es, verdammt!«

»Ungefähr 250 Fuß.«

»All right. Wir bleiben an der Oberfläche in Wartestellung und werden mit Booten an Land fahren. Dort sehen wir weiter.«

Es gab keinen Widerspruch. Suko war mit dieser Anordnung einverstanden. Er schaute zu, wie die Turmluke geöffnet wurde. Warme Luft strömte in das Boot, schon fast als tropisch zu bezeichnen und überhaupt nicht mit der zu vergleichen, die sie von der Nordwestküste Spaniens her gewohnt waren.

Zuerst stieg der Kapitän den Turm hoch, schwang sich hinaus und blieb auf dem Deck stehen. Die Offiziere folgten ihm. Sie nahmen automatisch ihre Waffen mit. Eine Pistole trug jeder, mit MPis waren nur zwei ausgerüstet.

Auch Suko kletterte hoch. Claudia nahm er mit. Da sich niemand von der Mannschaft hatte blicken lassen, kamen beide zu dem Entschluß, daß Okastra die Männer ausgeschaltet hatte.

Suko zählte schnell ab, denn die Gruppe hatte sich in einer Reihe auf dem Deck aufgebaut.

Wenn er den Kapitän, Claudia und sich nicht mitrechnete, wären es noch vier Personen.

Sie standen also zu siebt gegen Feinde, von denen sie bisher noch nichts entdeckt hatten und wobei sie nicht wußten, wie groß deren Zahl war. Das konnten Hunderte sein, vielleicht auch Tausende, und

niemand von ihnen wußte, wie diese Gegner aussahen.
Suko hatte in dieser Hinsicht schon die tollsten Überraschungen erlebt.
Das Meer war ruhig. Fast glatt lag das Untersee-Boot auf den Wellen, die kaum überliefen. Auch am Strand rührte sich nichts.
Völlig einsam lag er unter den Strahlen einer langsam sinkenden Sonne.
Dennoch waren die Männer beunruhigt. Niemand wußte, wo sie sich aufhielten. Sie hatten eine Reise gemacht, vielleicht sogar eine Zeitreise.
Auch Suko dachte daran. Er räusperte sich und wandte sich an den Kapitän, der schräg vor ihm stand. »Wir sollten Boote zu Wasser lassen, Sir.«
»Und dann?«
»Es ist besser, das Land zu erkunden, als hier zu warten.«
Damit war der Kapitän nur bedingt einverstanden. »Ich muß an meine Leute denken. Die Mannschaften liegen im Koma. Jemand muß sie bewachen.«
»Da stimme ich Ihnen im Prinzip zu, Sir. Nur glaube ich nicht, daß Ihren Leuten irgendein Leid angetan wird. Wäre dies der Fall gewesen, hätte es schon längst geschehen können. Meiner Ansicht nach sind die Männer auf dem Boot sogar sicher.«
»Sicherer als wir?«
»Das nehme ich an.«
»Und welche Gefahren erwarten uns?«
Suko hob die Schultern. »Wir müssen mit allem rechnen, Sir. Es kann sein, daß wir uns in einer fernen Vergangenheit der Erde befinden, aber auch in einer anderen Dimension, in einem Reich, das von Dämonen beherrscht wird.«
Seymour Glenn schlug sich gegen die Stirn. »Sie sprechen dies so normal aus, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt. Aber daran kann ich nicht glauben.«
»Das ist schwer, Sir, ich weiß. Aber ich gehe davon aus, daß wir vom Gegenteil überzeugt werden.«
Seymour Glenn warf einen langen Blick auf den vor ihnen liegenden Strand. Die Wellen rollten heran. Sie brachten kleine Schaumkronen mit, bevor sie auf dem feinen Strand ausliefen. Dahinter begann eine Ebene. In der Ferne zeichneten sich Berge ab.
Spuren, die auf Menschen hinwiesen, sahen die Männer nicht.
»Gut«, sagte der Kapitän. »Ich lasse Boote holen.« Er gab das entsprechende Kommando.
Seine Leute rutschten in das U-Boot zurück. Schon bald kamen sie wieder. Es waren modernste Schlauchboote, die automatisch aufgeblasen wurden, wenn sie mit Wasser in Berührung kamen.

Suko hatte sie schließlich zur Genüge kennengelernt. Er, Claudia und der Kapitän stiegen in das erste Boot. Die anderen vier Männer verteilten sich auf die beiden nächsten.

Suko hatte die rechte Hand in das Wasser gleiten lassen und prüfte die Temperatur.

Das Wasser war lauwarm, und wirklich nicht mit dem zu vergleichen, was sie von der Küste Spanien erlebt hatten.

Von den weißen Monsterspinnen sahen sie nichts mehr. Sie mußten sich zurückgezogen haben oder hatten diese seltsame Reise überhaupt nicht mitgemacht.

Claudia saß neben Suko. Hin und wieder schüttelte sie den Kopf und sagte: »Mir kommt das alles wie ein nie enden wollender Traum vor. So unheimlich und unwirklich.«

»Bleiben Sie einfach bei dieser Meinung und denken Sie daran, daß es ein Traum ist.«

»Was mir schwerfällt.«

»Das kann ich verstehen.«

Die Kraft der kleinen Motoren schob die Boote auf das Ufer zu.

Näher und näher rückte der Sandstrand, der ihnen wie ein kleines Paradies vorkam. Suko hatte plötzlich das Gefühl, im Altertum zu sein, in einer Zeit die möglicherweise 4000 Jahre zurücklag.

Das alles würde sich herausstellen, denn er glaubte nicht daran, daß Okastra sie so ohne weiteres aus seinen Klauen lassen würde. Er stand als unsichtbarer Lenker über ihnen und hielt sie an seinen langen Fäden fest. Mit Motorkraft erreichten sie den Strand.

Suko hatte sich mittlerweile an Dinge wie diese gewöhnt. Er stand auf und sprang mit einem Satz über Bord. Das Wasser reichte ihm knapp bis zu den Knien. Der Motor wurde abgestellt, die Schraube hochgekantet, und Suko half mit, das Boot an Land zu ziehen.

Sie brachten es vor den Wellen in Sicherheit, damit es nicht wieder ins Meer gezogen werden konnte. Auch die anderen beiden Boote waren inzwischen »gelandet« und von den Männern verlassen worden. Einträchtig standen sie nebeneinander.

Die Gruppe sammelte sich.

Noch immer glaubte der Kapitän, das Kommando zu haben. Diesmal machte ihm Suko einen Strich durch die Rechnung. Er erklärte dem Mann, daß sie sich nicht mehr auf dem Schiff befänden und andere Regeln bestünden.

»Es muß Disziplin herrschen«, hielt man Suko entgegen.

»Sicher, das wird auch so sein. Nur werde ich jetzt die Anordnungen geben. Ich habe Erfahrung in fremden Welten oder in der Vergangenheit der Erde, die…«

»Sie wollen doch nicht behaupten, daß Sie…«

»Ich will behaupten, daß ich Ähnliches schon erlebt habe«, erklärte

Suko.

»Und wo könnten wir sein?« fragte Winter.

»Die Antwort werde ich euch geben!« vernahmen sie eine grollende Stimme. Jeder schwieg und starrte in die Richtung, aus der sie die Stimme vernommen hatten.

Eine Gestalt, umschwebt von blauen Nebelschwaden, hielt sich dort auf. In dem Nebel erkannten die Gestrandeten ein rotglühendes Augenpaar. Suko und Claudia wußten Bescheid.

»Das ist Okastra«, sagte der Inspektor leise.

Seymour Glenn hatte ihn trotzdem verstanden. Er nickte nur, ansonsten zog er es vor, zu schweigen.

Aus dem Nebel erklang eine Stimme. Der Dämon redete in der Sprache, die alle verstehen konnten.

»Ich heiße euch herzlich willkommen in einem Land, das ihr einmal Babylonien genannt habt…«

***

Ein anderer lag auf dem Altar. Ein Fremder, ein Mensch aus der Zukunft. John Sinclair.

Das alles sah Baal, das sah auch ich. Ich wußte nicht, wie ich auf diesen Altar gekommen war und kannte auch nicht das Wesen, das vor mir stand, obwohl es etwas in meiner fernen Erinnerung gab, das mir sagte, vorsichtig zu sein.

Baal, dieser mächtige Götze mit dem verschwommen wirkenden Gesicht, zuckte zurück. Er hob beide Arme und tat dies mit Bewegung, die mich an die einer Schlange erinnerten.

Dann hörte ich seine Worte. »Du bist es. Du bist der Mensch, der das Kreuz hat. Das verfluchte, das…« Er sprach nicht mehr weiter und schrie mörderisch.

Das hatte einen Grund.

Mein Kreuz stemmte sich gegen die Magie.

Urplötzlich war dieses Tal eingehüllt in einen grellen Kranz aus blendendem Licht, in dessen Zentrum sich die Altarplatte, mit mir darauf liegend, befand.

Es waren regelrechte Lichtexplosionen, gewaltige Wolken, die sich über meinem Kopf ausbreiteten. Ich wurde ebenfalls getroffen, nicht äußerlich, sondern in meinem Innern, und ich bekam ein Gefühl der Leichtigkeit. Vergessen waren die Sorgen, die Schmerzen, die Ungewißheit, ich fühlte mich frei und glücklich, wobei ich innerhalb der Lichtglocke vier Gesichter sah, die mich an die Schutzheiligen erinnerten, und den Weg des von Hesekiel gefertigten Kreuzes begleitet hatten.

Hier, in dieser völligen Fremde entfaltete das geweihte Silberkreuz seine Macht. Eine Fülle, wie ich sie noch nie erlebt hatte und die mich

so sorglos und frei werden ließ.

»Noch bist du nicht davongekommen!« hörte ich das ferne Schreien. »Noch nicht. Ich will ihn haben und werde ihn bekommen. Du hast nicht nur das Kreuz, du hast auch ihn, den Dolch, und ihn wirst du mir geben…«

… geben … geben …

So hallten die Echos von den Wänden der Schlucht zurück, als auch die strahlende Helligkeit zusammensank.

Ich war allein.

Allein in einer fremden Umgebung, in einem anderen Land, in einer anderen Zeit und hockte auf der Platte des Götzenaltars.

So sahen die Tatsachen aus, über die ich mir allmählich klar wurde.

Und ich begann, mich zu erinnern. Die Gegenwart interessierte mich nicht. Meine Gedanken flogen zurück in die Vergangenheit, die auf eine gewisse Art und Weise für mich Zukunft war.

Mein Gedächtnis hatte keinen Schaden erlitten. Ich sah mich wieder in einem unterirdischen Höhlensystems und stand einem Dämon namens Okastra gegenüber.

Eine von blauem Nebel umhüllte Gestalt, in dem nur das rotglühende Augenpaar besonders auffiel. Dieser Dämon hatte meine Vernichtung gewollt, er hatte sogar mit seinem Schwert zugeschlagen, mich auch getroffen, und zwar in dem Augenblick, als ich ihn angriff.

Von da ab war alles anders gewesen. Ich war eingetaucht in den unheimlichen Nebel und war nicht derselbe wie zuvor. Es gab keinen John Sinclair mehr, eine fürchterliche fremde Magie hatte ihn getroffen und verschluckt, aufgelöst, vielleicht sogar atomisiert. Es war zu einem magischen Paradoxon gekommen.

Mein Geist hatte sich nicht nur mit dem Nebel vermischt, sondern war gleichzeitig in den Körper eines Toten gefahren.

Dieser Tote, der Baal auf dem Altar geopfert werden sollte, hieß Torkan. Er gehörte zu Baals Gegnern, war ein großer Kämpfer, der leider verloren hatte.

Baal wollte ein Exempel statuieren und hatte ihn vernichtet. Es schien ihn nicht mehr zu geben, denn an seiner Stelle lag ich, der Geisterjäger John Sinclair, auf dem Altar. Es war also ein Austausch vorgenommen worden.

Begreifen, fassen! Ging das überhaupt?

Nein! Da spielten andere Kräfte eine Rolle. Übergeordnete.

Dämonische und Kräfte des Lichts, die hoffentlich auch weiterhin auf meiner Seite standen.

Es fiel mir nicht leicht, die Gedanken von der Vergangenheit zu lösen, aber es gab keine andere Möglichkeit. Für mich zählte die Gegenwart in der um mich herum befindlichen Vergangenheit, und ihr mußte ich mich stellen. Hoffentlich gelang es.

Es gibt Situationen, in denen man alles automatisch macht. Da bildete auch ich keine Ausnahme. Wieso ich meinen Körper plötzlich zurückbekommen hatte, darüber dachte ich zunächst nicht nach, sondern testete, ob auch alle Waffen vorhanden waren.

Kreuz, Beretta, die Gemme, magische Kreide – und natürlich der Dolch. Auf ihn war es Baal angekommen. Irgendein Geheimnis mußte sich um ihn ranken. Ich war gespannt, ob ich es lüften konnte. Ich zog ihn aus der Scheide.

Meine Augen wurden groß.

Der Dolch hatte sich verfärbt.

Er war schwarz geworden!

Sekundenlang saß ich reglos. So lange, bis ich die Überraschung verdaut hatte.

Kein silbriges Schimmern mehr, sondern ein schwarzer Dolch, als wäre das ursprüngliche Metall mit dieser dunklen Farbe überstrichen worden. Ein Phänomen, das ich mit dem Begriff unwahrscheinlich umschreiben konnte. Dennoch lächelte ich.

Unwahrscheinlich war eigentlich nichts mehr. Dafür hatte ich schon zu viel erlebt.

Ich legte den Dolch mit der Schneide auf meine Knie, wobei ich den Griff mit der rechten Hand festhielt. Mit den Fingern der linken Hand strich ich über die Klinge und versuchte durch Tasten eine äußerliche Veränderung des Materials festzustellen. Das gelang nicht. Die Klinge war so hart wie immer. Nur hatte sie sich äußerlich verändert, und wahrscheinlich war auch ihre magische Wirkung aufgehoben worden.

Baal war's auf den Dolch angekommen. Er hatte ihn nicht bekommen, aber verändert, denn daß das andere Aussehen der Waffe auf Baals Kräfte zurückzuführen war, stand für mich fest.

In den Dolch waren dieselben Zeichen eingraviert wie auf dem Kreuz, nur schwächer, und sie hatten auch, wenn ich den Dolch einsetzte, nie reagiert.

Das mußte einen Grund haben!

Oft hatte ich darüber nachgedacht, und auch jetzt schaute ich mir die Waffe wieder sehr genau an.

Der Griff besaß die Zeichen der Erzengel. Das M für Michael ganz oben. G und R, die für Gabriel und Raffael standen rechtes und links, während das U für Uriel sich schwach auf dem oberen Teil der Klinge befand.

Das in der Mitte des Kreuzes befindliche geheimnisvolle Sechseck befand sich auch auf dem Dolch, das Allsehende Auge ebenfalls.

Nur eben schwach, verblassend, während die Zeichen auf dem Kreuz sehr stark hervortraten.

Auch jetzt, wo die Waffe geschwärzt war, sah ich die Zeichen nicht deutlicher. Ich mußte schon genau hinschauen, um sie erkennen zu

können. Je länger ich sie anstarrte, um so blasser wurden sie.
Ein Phänomen.
Mir rann es kalt über den Rücken. Damit hatte ich nicht gerechnet.
Ich konnte praktisch zusehen, wie die Kraft des Götzen Baal meinem Dolch die Magie nahm.
Ich rutschte von der Altarplatte und ging einige Schritte vor. Nicht einmal Schwindel packte mich, ich hatte diese seltsame Umwandlung gut überstanden.
Da ich doch nichts mehr erreichen konnte, steckte ich den Dolch wieder weg und konzentrierte mich zunächst einmal auf meine neue, für mich sehr fremde Umgebung.
Dieses kleine Tal, in dem ich mich befand, war von hohen Felsen umgeben. Sie stiegen steil in einen sonnendurchglühten Himmel und spendeten gleichzeitig Schatten und Kühle.
In der letzten Zeit mußte es ein leichtes Erdbeben gegeben haben, anders konnte ich mir die herabgefallenen Gesteinsmassen, die überall verteilt lagen, nicht erklären.
Der Altar war seltsamerweise verschont worden, aber nicht die Menschen, die sich außer mir noch im Talkessel aufgehalten hatten.
Ich sah sie unter den Massen liegen.
Von manchen nur mehr ein Bein. An anderer Stelle schaute noch ein Arm hervor oder eine zur Faust geballte Hand. Zudem sah ich die Trümmer eines Holzgefährts. Wahrscheinlich war es ein Karren gewesen.
Ich schüttelte den Kopf. Eine Erklärung für dieses Phänomen besaß ich nicht.
Aber hier mußte etwas Schreckliches vor sich gegangen sein, und es mußte mit mir zusammenhängen.
Auf einem Stein ließ ich mich nieder und dachte nach.
Was war passiert, als ich noch nicht hier auf dem Altar gelegen hatte?
Wo hatte ich mich befunden? Wo war der Körper gewesen und wo mein Geist? War beides auseinandergerissen worden oder zusammen in einer magischen Sphäre geblieben?
Allmählich nur kristallisierte sich etwas hervor. Sehr weit hinten im Kasten meiner Erinnerungen blitzte es auf, und mir fiel plötzlich ein Name ein.
Torkan!
Zunächst wußte ich nicht, was ich damit anfangen sollte. Es gab keine Verbindung. Dann versuchte ich es, wie in der Schule gelernt, und sprach den Namen ein paarmal leise vor mich hin.
»Torkan, Torkan…«
Da hatte ich es plötzlich.
Torkan war ich gewesen. Ohne den Sinclair-Körper, sondern nur mit

meinem Geist, der die Erinnerung gespeichert hatte und die einzelnen Informationen jetzt freigab.

Ich, John Sinclair, war Torkan gewesen!

Ein Phänomen. Unbeschreiblich auf gewisse Art und Weise, aber dennoch existent.

Puh, das mußte verkraftet werden.

Teil für Teil kehrte die Erinnerung zurück und setzte sich zu einem Mosaik zusammen, das allmählich ein Bild ergab. Ein Bild aus der Vergangenheit, die ich als Torkan erlebt hatte.

Und gleichzeitig auch als John Sinclair, denn mein Geist war in diese biblische Gestalt hineingefahren. Genau, das war es. Biblische Vergangenheit.

Ich verbannte mein Leben als Torkan aus meinem Gehirn und begann nachzudenken.

Was wußte ich aus dem Alten Testament über diese Vergangenheit?

Was war Wahrheit, was waren Legenden, die man sich an Lagerfeuern erzählt hatte?

Baal!

An diesen Namen mußte ich mich halten. Er war im Alten Testament so etwas wie ein Obergötze gewesen. Eine schaurige Erscheinung, ein Zerrbild, das die Menschen anbeteten, die von ihrem wahren Gott Jehovah abgekehrt waren.

Sie hatten das Goldene Kalb umtanzt und dabei nach Baal geschrieen.

Aus dem Hebräischen stammte dieser Name. Manche nannten ihn auch Bei. Andere wiederum sagten Andonai oder Adon. Er war der Hauptgott der Kannaiter gewesen. Besonders wurde er bei den Babyloniern verehrt. Am Tempel des großen Salomon soll es eine Säule gegeben haben, die allein Baal geweiht war.

Er war ein Götze und hatte sich gleichstellen wollen mit Jehovah.

Die meisten jedoch folgten Jehovah, wenige nur Baal. Sie dienten fortan dem Bösen.

Bei einem Wort hakte ich ein.

Babylonier.

Baal war von diesem Volk verehrt worden. Und der Prophet Hesekiel war in die babylonische Gefangenschaft geraten, wo er mein Kreuz hergestellt hatte.

Genau dieses Kreuz, das ich bei mir trug, und das die Zeichen des Guten aufwies.

Hesekiel war Baals Feind, ebenso wie er ein Feind der Babylonier gewesen war. Konnte es dann sein, daß es dennoch zwischen dem Kreuz und dem Dolch eine Verbindung gab?

Vielleicht hatte der Dolch gar nicht zur Seite des Guten gezählt.

Baal wollte ihn zurückhaben, um ihn möglicherweise gegen das Kreuz einzusetzen.

Ein fantastischer, aber meiner Ansicht nach nicht zu weit hergeholter Gedanke.

Ich bekam plötzlich Angst vor meinem eigenen Gedanken und Schlußfolgerungen, doch auf irgendeine Art und Weise lag ich nicht so falsch, das sagte mir mein Verstand.

Fazit: Ich war wieder John Sinclair, der Geisterjäger, aber ich befand mich in einem fremden Land und in einer anderen Zeit. Tief in der Vergangenheit.

Für mich gab es nur eine Lösung.

Ich war im alten Babylonien!

Möglicherweise zur Zeit des großen Propheten Hesekiel, der auch mein Kreuz geschmiedet hatte, das ich allerdings nach wie vor um den Hals trug. Ich konnte zwar nicht in die Zukunft der Vergangenheit schauen, aber ich sah Probleme und Phänomene auf mich zukommen, die ich wohl kaum lösen konnte.

Soweit war ich klar. Es gab da nur noch ein nicht sehr geringes Problem.

Okastra!

Wie konnte ich ihn, den Sarazenen, in dem Volk der Babylonier unterbringen? Die Sarazenen hatten doch viel später gelebt! War das vielleicht mit einer Zeitverschiebung zu erklären?

Irgendwann würde ich sicherlich eine konkrete Antwort darauf bekommen.

Gedanklich beschäftigte ich mich wieder mit der Gestalt des Torkan.

Er war in dieses Tal geschafft worden und hatte auf einem Wagen gelegen. Als ich daran dachte, irrten meine Blicke dorthin, wo die Trümmer des Gefährts lagen. Ja, das mußte dieser Wagen gewesen sein.

Und dann?

Ich dachte weiter nach und erinnerte mich an unheimliche Vögel, die in der Luft geschwebt hatten. Sie flogen innerhalb dieses Talkessels und hatten auch angegriffen. Ich hatte auf dem Altar gelegen und mußte kämpfen. Als Barbar besaß ich auch die entsprechende Ausrüstung, ein Schwert, das aber ebenso verschwunden war, wie die Gestalt des Torkan.

Rätsel über Rätsel…

Hatte es Torkan wirklich gegeben, oder war er nur eine Einbildung, ein Geist gewesen, der aus einer anderen, nicht sichtbaren Welt noch einmal zurückgeholt worden war?

Ich wollte nicht länger darüber nachdenken, denn Torkan war nicht mehr vorhanden, im Gegensatz zu mir.

Mich gab es. Da es mich gab, mußte ich auch handeln und konnte mich nicht länger mit irgendwelchen Problemen beschäftigen, die in der Vergangenheit begraben lagen.

Was tun?
Ich erhob mich von dem Stein, reckte die Arme und stellte fest, daß ich meinen Körper ebenso wie vor dieser seltsamen Geistwanderung bewegen konnte.
Wieder dachte ich an Okastra. Er hatte mich mit seinem Schwert getroffen, ich war aufgelöst worden, und dabei hatte es einen Zeugen gegeben.
Claudia Darwood!
Leider war mir nicht bekannt, was aus ihr geworden war. Hatte sie überlebt, oder war ihr das gleiche Schicksal wie den beiden Basken widerfahren?
Meine Überlegungen gingen so weit, daß ich daran glaubte, Claudia nicht mehr wiederzusehen.
Und dafür sollte mir Okastra büßen.
Ihn hatte ich gesucht – und Baal gefunden. Zwischen beiden mußte es eine Verbindung geben. Fand ich diesen roten Faden, hatte ich den Fall gelöst. So einfach war das.
Nur steckte ich in einer Welt, die weit, weit zurücklag und als alttestamentarisch galt.
Ich konzentrierte mich wieder auf die äußerlichen Einflüsse und stellte fest, daß das Tal auch einen Ausgang besaß. Leider durch Felsgestein verschüttet, das ich erst überklettern mußte.
Hatte es überhaupt einen Sinn, das einsame Tal zu verlassen? War es nicht ein Schlupfwinkel oder eine Wohnstatt des Götzen Baal?
Wäre es nicht besser, wenn ich hier auf ihn wartete und mich ihm hier stellte?
Möglich.
Dabei mußte ich nur hoffen, daß er auch kam. Auf einen Ruf hin würde er wohl kaum reagieren. Er hatte die Abwehr meines Kreuzes erlebt, als ich den Dolch…
Genau bis zu diesem Punkt kamen meine Gedanken, als sich einiges veränderte.
Es begann bei meinem Dolch.
Ich merkte es kaum, ein leichter Ruck genau dort, wo der Dolch in der weichen Scheide aus Leder steckte. Als ich hinschaute, schwebte er bereits, als hätte ihn eine unsichtbare Hand aus der Scheide gezogen.
Mein blitzschnelles Nachfassen brachte nichts, denn die zupackenden Finger der rechten Hand griffen ins Leere.
Der Dolch war schneller.
Im Nu hatte er sich einige Meter von mir entfernt, schwebte in der Luft und flirrte herum.
Die Spitze wies auf mich.
Eine geschwärzte, furchtbare Waffe, die auch tötete. Und dann war

die Stimme da. Sie kam mir vor wie finsteres Glockengeläut, und sie hallte von allen Seiten an meine Ohren.

Es war das Organ eines Dämons.

Baal sprach.

»Dieser Dolch, John Sinclair, ist nicht dein Eigentum. Du hast ihn an dich genommen wie ein Dieb. Und Diebe werde ich bestrafen, besonders solche, die *mir* etwas weggenommen haben. Deshalb soll dieser Dolch, der dich bisher beschützt hat, umgekehrt zum Einsatz kommen. Er wird dich töten!«

***

Vielleicht waren die Soldaten nach dieser Anrede sprachlos und nicht fähig, klare Gedanken zu fassen, Suko aber dachte da anders.

Er hatte die Worte sehr genau verstanden und auch darüber nachgedacht, was das Wort Babylonien für sie alle bedeutete.

Die Babylonier verehrten Götzen. Es wurden den schlimmsten unter ihnen Menschenopfer dargebracht. Diese dämonischen, von den Menschen angebeteten Wesen verlangten Blut, das auf speziellen Altären für sie floß.

Suko erinnerte sich auch an den Propheten Hesekiel, der in die babylonische Gefangenschaft geraten war und dort die Waffe des John Sinclair hergestellt hatte.

Die Gefangenen waren die Gerechten in einem Land, das in tiefer Sünde lebte, wo dem Götterkult gefrönt wurde und es keine Moral gab, denn diese hoben die Götzen auf.

Und Baal gehörte dazu.

Auch Okastra?

Suko suchte den Kontakt. Er hielt dem Blick des Dämons Okastra stand und ließ sich auch von diesen rotglühenden Augen nicht niederzwingen.

Standhalten!

»Das kann doch nicht wahr sein«, hauchte Claudia. »Mein Gott, Babylonien oder Babylon, das ist Geschichte, vielleicht Legende…«

»Nein, Mädchen, du mußt dich damit abfinden«, erwiderte Suko leise.

»Wir haben eine Zeitreise hinter uns. Gesorgt hat dafür Okastra und dessen Magie.«

»Aber er ist Sarazene!«

»Na und?«

»Die Sarazenen gab es zu Zeiten Babylons noch nicht.«

»Das ist richtig. Nur haben wir dort auch nicht gelebt und sind trotzdem hier. Man kann die Magie oft nicht mit dem Verstand erfassen oder messen. Man muß sie hinnehmen.«

»Fragt sich nur, ob das auch die anderen tun?«

»Es wird ihnen nichts übrigbleiben.«

Okastra hatte nichts mehr gesagt. Er stand nur vor ihnen und wartete auf eine Reaktion.

Allmählich erholten sich die Männer von ihrem Schrecken. Es war an erster Stelle Kapitän Seymour Glenn, der sich nicht damit abfinden wollte, von anderen Befehle entgegenzunehmen, und er war es auch, der gegen Okastra anging.

»Wo sind wir hier?« rief er überlaut. »In Babylon? Ich glaube du spinnst, mein Junge. Sag die Wahrheit!«

»Glenn.« Suko packte den Offizier an der Schulter und zog ihn zurück.

»Reizen Sie ihn nicht unnötig.«

»Ach verdammt.« Der Kapitän riß sich los. »Er hat uns diesen Mist eingebrockt, und den soll er auch jetzt ausbaden. Ich will wissen, ob er tatsächlich ein Dämon ist.«

»Verlassen Sie sich darauf!«

»Sind Dämonen kugelfest?«

»Ja.«

»Ich werde die Probe machen.«

Suko sah ein, daß er diesen Mann nicht belehren konnte. Er mußte eben seine eigenen Erfahrungen machen.

Glenn gab den Feuerbefehl. »Nur die MPis!«

Darauf hatten die beiden Offiziere nur gewartet. Schon längst hielten sie die Waffen in den Händen, legten sie leicht schräg und begannen zu schießen.

Die Stille am Strand wurde vom Knattern der Salven unterbrochen.

Die Kugeln zerfetzten den Nebel und mußten folglich auch Okastras Körper treffen. Doch die Gestalt im Nebel stand wie ein Fels!

»Feuer stopp!« Glenns Stimme kippte über. Er war außer sich.

Schweiß lag auf seinem Gesicht, und er schaute Suko so böse an, als wäre er für dieses Phänomen verantwortlich.

»Ich hatte es Ihnen gesagt«, flüsterte der Inspektor. »Sie können Okastra nicht mit Kugeln stoppen.«

»Womit sonst?« schrie Glenn. Die anderen Männer hielten sich zurück, wenn der Kapitän redete. Sie waren so etwas gewohnt.

»Mit Magie!«

Glenn warf den Kopf in den Nacken und lachte laut auf. »Magie! Beherrschen Sie dieses Gebiet?«

»Möglicherweise!«

»Dann tun Sie etwas.« Glenn war nicht mehr zu halten. Er drückte seine Hand in Sukos Rücken. »Los, gehen Sie vor! Kümmern Sie sich um diese verdammte Gestalt! Ich will es so!«

Der alte Soldat stand kurz vor dem Durchdrehen. Und so etwas konnte Suko auf keinen Fall gebrauchen. Seine Armbewegung war

kaum zu erkennen, dafür hörte jeder das Klatschen, als der Handrücken Glenns Wange traf. »Reicht das?«

Der Kapitän war blaß geworden. Nur dort, wo ihn die Hand getroffen hatte, zeichnete sich ein roter Fleck ab. »Reißen Sie sich um Himmels willen zusammen. Sie, Kapitän, waren es, der von Disziplin gesprochen hat. Jetzt beweisen Sie uns, daß Sie diese Disziplin auch einhalten können. Alles klar?«

Seymour Glenn atmete tief durch. Die Worte des Inspektors kreisten in seinem Kopf. Schließlich nickte er. »Ja, Sir!« spie er hervor.

»Ich werde mich daran halten. Sollten wir jemals hier wieder wegkommen, wird die Sache ein Nachspiel haben.«

»Meinetwegen«, erwiderte Suko lässig, hob die Schultern, drehte sich um und wandte sich Okastra zu.

»Was willst du, und wo befinden sich deine Spinnen?«

»Die Spinnen brauche ich nicht mehr!« drang dumpf die Antwort aus der blauen Nebelwolke. »Nicht in dieser Zeit und in diesem Land. Ich habe euch meine Magie spüren lassen, um zu beweisen, daß die Kräfte der Vergangenheit stärker waren, als ihr Menschen jemals angenommen habt. Ihr seid sogar Auserwählte, denn ihr kommt aus der Zukunft und werdet das Vergnügen haben, wie ein ganzes Volk in die Gefangenschaft der Babylonier zu geraten. Ihr befindet euch dort, wo sich die meisten Gefangenen aufhalten, und ihr werdet erleben, wie sie dem Götzen Baal zum Opfer fallen. An diesem Abend ist es wieder soweit. Baal brauchte neue Opfer. Es wird ein Blutfest geben, und vielleicht fließt auch euer Blut…«

Suko hob den Arm. »Ich habe dich verstanden, Okastra. Um uns in die Gefangenschaft zu stecken, mußt du uns erst einmal haben. Wir werden uns wehren, wir haben Waffen, wir…« Sukos Rede verstummte, denn Okastra bewies, zu welchen Taten er fähig war.

Urplötzlich löste sich der Nebel von der Stelle, wo er zuvor praktisch gestanden hatte.

Suko schrie noch eine Warnung.

Zu spät.

Okastra hatte bereits reagiert. Suko sah die blitzende Schwertklinge aus dem Nebel stoßen und seitlich gegen die Köpfe der ersten beiden Männer schlagen.

Die Offiziere konnten nicht mehr ausweichen. Suko wartete darauf, ihre Köpfe in den Sand rollen zu sehen, das geschah nicht. Die Menschen mit den MPis verschwanden nur.

Ein Phänomen. Suko bekam in diesen Augenblicken das bestätigt, was er bereits gehört hatte.

»Wie bei John Sinclair!« schrie Claudia Darwood. »So war es auch bei ihm. Er verschwand ebenso.«

Da wußte Suko, welche eine Gemeinheit sich Okastra ausgesucht

hatte. Und er war nicht zu stoppen, denn innerhalb der Nebenwolke bewegte er sich wie ein Schatten.

Nur die Klinge der Waffe blitzte auf, wenn sie aus dem Nebel stieß.

Okastra wollte keinen verschonen. Zwar versuchten die Männer, noch zurückzuweichen, sie schafften es nicht mehr. Das Schwert war einfach schneller.

Und es traf den Nacken!

Kaum berührte die Klinge das Fleisch, als sich die Menschen mit dem Nebel verbanden und verschluckt wurden.

Auch der Kapitän kam an die Reihe. Er wollte noch zurück, doch Okastra war schneller.

Das Schwert pfiff schräg auf ihn zu.

Der Treffer ließ den Kapitän verschwinden.

Okastra kämpfte tänzelnd. Was sich in der Erzählung so lang anhört, dauerte tatsächlich nur Sekunden.

In dieser Zeit stellte sich Suko noch nicht gegen diesen übermächtigen Feind. Er räumte erst Claudia aus dem Weg, packte sie an der Schulter und schleuderte sie hinter sich. Es war nicht einfach für den Chinesen, denn er wußte nicht, wie er diesem Gegner beikommen sollte. Mit Kugeln, auch nicht mit geweihten, erreichte er nichts. Suko mußte versuchen, ihn auf andere Weise zu stoppen.

Das tat er auch.

Als Claudia hinter ihm zu Boden fiel, riß er seinen Stab hervor und schrie das Wort, das alles verändern sollte.

»Topar!«

Urplötzlich stand die Zeit still. Auch im zeitlich fernen Babylon reagierte die Magie des Stabs. Okastra hatte die fünf Offiziere aus dem Weg räumen können. Als er sich Suko und Claudia vornehmen wollte, scheiterte er.

Die Magie hielt ihn auf.

Ebenso wie Claudia. Auch sie konnte sich nicht bewegen, stand auf dem Fleck und mußte zuschauen, wie Suko sich seinem Gegner zuwandte. Töten konnte er ihn nicht, dann wäre die Magie aufgehoben worden, aber er konnte ihn entwaffnen.

Suko ging ihn an.

Er tauchte in die Nebelwolke ein, suchte nach dem Widerstand des Körpers, denn er wollte Okastra das Schwert aus der Hand winden, um es, wenn die fünf Sekunden verstrichen waren, gegen ihn einzusetzen.

Suko griff ins Leere!

Okastra war nicht existent. Man konnte ihn als Mensch nicht anfassen.

Er glich einem Nebelstreifen, und Suko hatte auch das Gefühl, selbst dazu geworden zu sein.

Dicht vor sich sah er die roten, bösen Augen des anderen. Diesen unheimlichen Blick, der so schrecklich bannen konnte. Und Suko zuckte zurück. Er war völlig durcheinander. Er wußte, daß er die einmalige Chance hatte, gegen seinen Feind etwas zu unternehmen, doch er konnte sie nicht ergreifen.

Dann war die Zeit vorbei.

Suko merkte es daran, daß sich der andere wieder bewegte und aus dem Nebel das Schwert hervorstach. Obwohl Suko nicht gerade zu den langsamen gehörte, wußte er doch, daß er der Klinge nicht entgehen konnte, wenn sie einmal geschlagen wurde.

Das tat Okastra.

Suko duckte sich noch zurück und hatte tatsächlich das Glück, nicht getroffen zu werden, weil er einfach zu schnell gewesen war.

Es war nur mehr ein Verschieben, ein Verzögern, denn der nächste Angriff ließ nicht einmal eine Sekunde auf sich warten.

Suko sah die Klinge über sich, und er bemerkte auch, wie sie in der Luft gedreht wurde.

Dann fauchte sie nach unten.

Diesmal kam der Chinese nicht mehr weg. Auch er wurde erwischt, aber er verspürte nichts.

Alles war so seltsam, so leicht, so anders, obwohl er eigentlich hätte den Kopf verlieren müssen.

Suko verschwand.

Claudia, gewissermaßen die letzte Überlebende, bekam dies mit.

Sie wich zurück, preßte ihre Hände gegen das Gesicht und schaute durch die Lücken der gespreizten Finger.

Okastra kam.

Wie schon einmal in der alten Bodega. Wie lange schien das alles zurückzuliegen, obwohl es sich nur um Stunden gehandelt hatte. Da hatte Claudia es geschafft und war ihm entkommen.

Auch den gefräßigen, mordgierigen Spinnen, doch hier in einer anderen Zeit und in einem anderen Land sah sie keine Chance. Sie drehte Okastra sogar den Rücken zu, weil sie noch einmal einen Blick auf das Meer werfen wollte.

Wie ein langer dunkler Aal schaute das U-Boot aus dem Wasser.

Es war kein Anblick der Hoffnung, eher der Verzweiflung, denn die Engländerin mußte feststellen, daß sie mit Hilfe nicht mehr rechnen konnte. Selbst den Kämpfer Suko hatte es erwischt!

Er hatte seine Kräfte unter Beweis gestellt, als es gegen die Spinnen ging. Der Reihe nach waren sie von ihm vernichtet worden.

Doch fetzt gab es auch Suko nicht mehr. Nur den Töter und sein Opfer.

Claudia Darwood war noch chancenloser als bei der ersten Begegnung. Sie wußte dies, und sie rührte sich auch nicht. Starr stand

sie auf dem Fleck und schaute hinaus auf das Meer.

Dicht hinter ihr blieb Okastra stehen. Sie sah ihn nicht, aber sie wußte genau, daß er nicht mehr weiterging, denn sie spürte seine unmittelbare Nähe.

Es war wie ein Hauch des Grauens, der sie streifte, und über ihre Schultern rann ein Frösteln.

»Ich werde dich mitnehmen!« hörte sie die Stimme des Sarazenen.

»So wie die anderen auch.«

Claudia nickte nur.

»Hast du Angst?« erklang es hinter ihrem Rücken flüsternd aus dem Nebel.

»Nicht mehr.«

»Dann wartest du auf den Tod?«

»Ich… ich hasse ihn«, erwiderte Claudia mit leiser Stimme.

»Du bist schon so gut wie tot, Frau. Niemand kann ihm entrinnen, wenn ich es nicht will. In dieser Zeit und in diesem Land regiert der große Baal. Er ist ein Götze, ein mächtiger Dämon, vor dem alle auf die Knie fallen müssen. Auch ich diene ihm. Baal weiß genau, wie man die großen Feste zu seinen Ehren feiern muß. Er wird…«

»Dann töte mich!« flüsterte die Frau, obwohl es ihr schwerfiel, die Worte auszusprechen, aber sie konnte nicht anders.

»Nein, ich werde dich nicht töten. Du bist zwar schon so gut wie tot, aber ich habe dich dem Götzen geweiht. Er soll bestimmen, was mit dir geschehen wird. Ihr und die anderen seid in seine Welt eingebrochen. Deshalb sollt ihr auch die Feier zu seinen Ehren mitmachen. Ein dämonisches Fest, Baals Blutfeier…«

»Bitte, schlag zu!«

Es waren echte und ehrlich gemeinte Worte, die über die Lippen der Frau kamen. Sie wartete auf den Schlag mit dem Schwert, denn sie hatte erlebt, daß man nicht so starb, wie es eigentlich hätte sein müssen.

Vielleicht gab es noch eine Chance. Baal hatte von einem Blutfest gesprochen. Wenn er sich so sicher war, dann wollte er die Menschen nicht töten, folglich brauchte sie den Schwertstreich nicht zu fürchten.

»Du wirst nicht mehr dieselbe sein, wenn du erwachst, sondern ein Opfer für Baal…«

Diesen Satz sagte Okastra noch, dann schlug er tatsächlich zu.

Das letzte, was die Frau vernahm, war das Pfeifen der Klinge. Sie spürte noch die Berührung am Nacken, ein kurzes Zucken, mehr nicht.

Daß sich ihr Körper auflöste, sah sie nicht.

Als Nebelstreifen flatterte er davon.

Okastra aber stand da, hielt den rechten Arm hoch, und die Spitze seiner Waffe zeigte gen Himmel.

Sein aus der Nebelwolke dringendes Gelächter hallte über den

einsamen Strand…

***

Der Dolch, auf den ich mich stets verlassen hatte, war zu meinem Feind geworden.

Er wollte mich töten!

Es war nicht einfach für mich, dies zu glauben, doch es führte kein Weg daran vorbei.

Die Spitze zeigte auf mich.

Noch stand er ruhig in der Luft, als wollte er sich genau aussuchen, wo er mich treffen konnte. Er befand sich unter dem Einfluß des Götzen Baal. Von ihm wurde er geleitet und dirigiert. Vielleicht hatte Baal ihn auch mit seinen unsichtbaren Klauen umfaßt, wer konnte das schon wissen. In diesem Tal, das Baal gehörte, war alles möglich.

Hinter mir befand sich der Stein, auf dem ich gesessen hatte. Ich ging zwei kleine Schritte zur Seite, damit ich den Stein zwischen mich und den Dolch bringen konnte.

Natürlich überlegte ich, welche Waffen ich gegen ihn einsetzen konnte. Da gab es eigentlich nur eine.

Das Kreuz!

Kreuz gegen Dolch!

Eine unwahrscheinliche Vorstellung. Etwas, das ich kaum fassen konnte, denn beide Dinge waren irgendwie gleich gewesen. Sie hatten zusammengehört und jetzt mußte ich sie gegeneinander ausspielen, falls mir keine andere Möglichkeit blieb.

Das Kreuz war mächtiger, und wahrscheinlich würde es den Dolch zerstören. Dies jedoch konnte nicht der Sinn der Sache sein.

Ich wollte den Dolch nicht hergeben, sondern ihn behalten, und deshalb sollte er auch nicht zerstört werden.

Plötzlich griff er an.

Ich hatte meine Abwehrposition noch nicht erreicht, ließ mich zurückfallen und rollte mit dem Rücken zuerst über den Felsen, wobei ich an der anderen Seite dieses großen Steins wieder zu Boden prallte, um dort auf die Füße zu kommen.

Der Dolch hatte mich nicht erwischt. Ein seltsames Gefühl lag in der Luft, wie ein kleiner roter Kondensstreifen, der allerdings sehr schnell verging.

Der Dolch malte einen Kreis.

Gleichzeitig glühte mein Kreuz auf. Es spürte die Nähe dieser anderen Magie. Es war in dieser alten Zeit erschaffen worden und bewies, daß es nicht umsonst zu den stärksten Waffen überhaupt gehörte.

Auf einmal fühlte ich mich nicht mehr so schlecht. Ich setzte großes Vertrauen in mein Kreuz, und ich glaubte nicht mehr daran, daß der

Dolch stärker war.
Wie eine kleine Rakete fuhr er in die Luft, drehte sich über meinem Kopf zu Spiralen und stand für einen Moment still. In der glühenden Spirale sah ich die Gestalt des Götzen Baal.
Er bot einen furchtbaren Anblick!
Sein Gesicht war unwahrscheinlich alt und auch häßlich. Die Züge schienen aus mehreren Teilen zusammengesetzt zu sein. Er besaß Augen, die an kleine, dunkle Schächte erinnerten, während das Gesicht in die Länge gezogen war.
Von ihm ging eine Aura aus, die einen ungeschützten Menschen an sich reißen und womöglich zerstören konnte. Man konnte sie mit einem Fluidum des Schreckens beschreiben, das auch mich erreicht hätte, wenn ich ohne Schutz gewesen wäre.
So hielt ich das Kreuz in der Hand und konnte das Grauen, das mir entgegenstrahlte, stoppen.
Es war eine Patt-Situation.
Keiner war der Gewinner. Wahrscheinlich mußte sich Baal darüber ärgern, wir befanden uns schließlich in seiner Welt, die er mit seinen schwarzmagischen Kräften beherrschte.
Er reagierte nicht mehr. Auch der Dolch wurde nicht auf mich geschleudert, dafür hörte ich seine Stimme und war von den Worten des Dämons überrascht, denn er gestand eine Niederlage ein.
»Ich habe gedacht, es wäre leichter gewesen, Mensch mit dem Kreuz«, sagte er. »Doch ich irrte mich. Hesekiel hat eine starke Waffe geschaffen. Er wußte dies, und er wußte auch, daß diese Waffe dem Sohn des Lichts gehören würde. Bist du das?«
»Ja.«
»Ich dachte mir, daß wir einmal zusammentreffen würden. Daß es in meiner Zeit ist, freut mich um so mehr, denn hier bin ich mächtiger, hier habe ich Diener, die mir gehorchen. Einer von ihnen ist Okastra. Du kennst ihn bestimmt.«
»Und ob ich ihn kenne.«
»Okastra hat die Aufgabe, die Blutaltäre Baals zu füllen. Er hält sich daran. Wenn es jemand gibt, dem er Untertan ist, dann bin ich es. Das Volk der Babylonier hat sich von einem anderen abgekehrt und dient mir. Durch meinen Schutz haben sie Kriege gewinnen und ein anderes Volk in die Gefangenschaft führen können. Die Männer, Frauen und Kinder können zwischen mir und dem Tod wählen. Wer sich für mich entscheidet, den lasse ich leben, die anderen sterben auf dem Blutaltar. Wenn die Sonne sinkt, ist es wieder soweit. Dann werden die Altäre voll sein. Die Opfer warten auf den Tod, und ich kann wieder mehr Seelen an mich reißen. Für diesen Abend und die folgende Nacht habe ich mir etwas Besonderes einfallen lassen. Es sind nicht nur die Gefangenen des auserwählten Volkes, die sterben werden, auch

andere. Menschen aus deiner Zeit, aus der Zukunft, die Okastra sich geholt hat. Ahnst du etwas, Mann mit dem Kreuz?«

Er hatte mich direkt angesprochen und auf Menschen aus der Zukunft hingewiesen. Nun, es gab zahlreiche, die in der von Baal aus gesehenen Zukunft lebten. Wenn er mir allerdings so kam, handelte es sich um bestimmte Menschen.

Ich dachte daran, wer alles noch in den Fall hineingezogen worden war. Einmal die beiden Basken. Sie waren tot, dann der Bürgermeister von Campa, Romero Sanchez. Über sein Schicksal wußte ich nichts, aber es gab da noch eine Person, die ich in Campa kennengelernt hatte.

Eine Frau mit Namen Claudia Darwood.

Mich hatte die Spur zu Baal geführt. Weshalb sollte das gleiche nicht auch mit Claudia geschehen sein?

»Ist es eine Frau?« erkundigte ich mich.

»Das stimmt.«

»Kennst du ihren Namen, Baal?«

»Nein, aber sie wird ihr Blut für mich geben.«

Ich begann damit, Claudia zu beschreiben. Die langen rötlichen Haare, das Gesicht…

Baal gab mir recht. »Ich sehe schon, daß du die Frau kennst, John Sinclair. Sie ist es tatsächlich, die auf dem Opferaltar liegen wird, neben einem Mann, der anders aussieht als du. Seine Augen sind schmal wie Schlitze.«

»Suko!«

»So kann er heißen. Ich habe noch nie einen Menschen dieser Rasse auf dem Opferaltar gehabt. Es ist das erste Mal, und ich werde besonders gut zuschauen, wenn er stirbt.«

Die letzten Worte hatte ich überhaupt nicht gehört, denn meine Gedanken beschäftigten sich mit dem Chinesen.

Suko befand sich in den Klauen dieses Götzen. Ein unerklärliches Phänomen, ich kam da nicht mit, denn wie konnte es Baal gelungen sein, ihn in die Falle zu locken?

Außerdem befand sich Suko in London. Wenigstens hatte man mir das vor meiner Abreise nach Spanien mitgeteilt.

Irgend etwas war da völlig anders gelaufen, als ich es gedacht hatte.

Baal mußte meine Verwirrung bemerkt haben, denn er begann zu lachen.

»Ja«, sagte er, »es hat sich einiges verschoben. In dieser Welt wirst du keine Chance mehr bekommen, und auch deine Freunde nicht, deren Blut die Steine des Altars tränken wird. Zur Ehre des großen Baal. Wenn du bei ihnen sein möchtest, werde ich dich hinschaffen. Du brauchst es mir nur zu sagen.«

Das war eine Falle. So leicht machte es mir ein Götze wie Baal nicht.

Der hielt noch einen Trumpf in der Hinterhand versteckt. »Da es meine Freunde sind, würde ich sie gern sehen«, erklärte ich.
»Gut, dann wirf dein Kreuz weg!«
Das also war der Fallstrick. Ich sollte das Kreuz fortschleudern, meine einzige starke Waffe, damit ich mich in die Hand des Götzen Baal begeben konnte.
Da hatte er sich verrechnet.
»Nein!« rief ich laut. »Ich werde es nicht aus der Hand geben, Baal. Ich behalte das Kreuz. Es ist die Hoffnung, der einzige Trumpf und auch die Waffe, vor der du zurückschreckst. So ist es doch, nicht wahr, du verfluchter Götze?«
»Die Lager der Gefangenschaft sind gewaltig und über das gesamte Reich Babylon verteilt. Du wirst keine Möglichkeit haben, deine Freunde zu finden. Sollte es dennoch geschehen, ist ihr Blut längst auf dem Lehmboden eingetrocknet. Ich habe dir eine Chance gegeben, du hast sie nicht genutzt. Deshalb werde ich dich allein lassen. Ich habe meinen Dolch wieder, und diese Klinge wird es sein, die deine Freunde tötet. Als schwarzmagische…«
Sein letztes Wort. Danach löste er sich auf, und auch der Dolch verschwand vor meinen Augen.
Allein blieb ich zurück.
Frei und dennoch gefangen…

***

Suko wußte nicht, ob die anderen die gleichen Gefühle gehabt hatten wie er. Der Inspektor jedenfalls fühlte sich wie neu geboren.
Er war der Magie Okastras zum Opfer gefallen, aber man hatte ihn nicht getötet.
Der Chinese lebte!
Dies empfand er schon als sehr positiv. Und weiterhin freute es ihn, daß er keinerlei Schmerzen verspürte. Nur ein taubes Gefühl, das sich in seinem Schädel breitgemacht hatte.
Und er stand auf den Füßen.
Sofort wollte Suko nach vorn gehen. Im selben Moment spürte er an seinen Handgelenken einen beißenden Schmerz. Dort schnitten dünne Fesseln scharf in die Haut, und zum erstenmal stellte Suko fest, daß er angebunden war. Die gleichen Schmerzen strahlten durch seine Füße.
Sie waren ebenfalls gefesselt.
Der Inspektor mußte sich zunächst einmal zurechtfinden. Es war wirklich ungewohnt für ihn, denn als er die Augen öffnete, blendete ihn ein zuckender Lichtschein.
Vor ihm brannte ein Feuer!
Mehr hatte Suko bisher nicht feststellen können. Zudem fiel es ihm schwer, klare Gedanken zu fassen, in seinem Kopf schien eine Sperre

zu bestehen, die ihn daran hinderte, klar und nüchtern zu überlegen.

Als er sich zurückbeugte, spürte er im Rücken einen harten Widerstand.

Der Widerstand konzentrierte sich genau auf die Rückenmitte. Da Suko stand, war ihm klar, wo man ihn festgebunden hatte.

Entweder an einem Pfahl oder an eine schlanke Säule!

Auch einige Indianerstämme hatten ihre Gefangenen an Pfähle gebunden. Sie nannten sie Marterpfähle. Wer einmal daran gefesselt worden war, hatte so gut wie keine Chance, dem Tod zu entrinnen.

Suko erging es nicht anders, und er versuchte, wenigstens die Fesseln zu lockern.

Welches Material seine Peiniger genommen hatten, war ihm unbekannt. Jedenfalls schnitten die dünnen Seile tief in die Haut. Er dachte an Hanf. Vielleicht waren die Stricke auch zuvor angefeuchtet worden. Wenn sie trockneten, zogen sie sich zusammen und schmerzten wie die Schneiden kleiner Messer auf der Haut.

Suko drehte den Kopf nach links. Einen weiteren Marterpfahl sah er dort nicht, aber rechts von ihm warf ein zweiter Pfahl seinen langen Schatten auf den Boden.

Daneben ebenfalls, ein vierter kam hinzu, und Suko wußte jetzt, was geschehen war. Alle sieben Opfer hatten das gleiche Schicksal erlitten und waren an die Pfähle festgebunden worden.

Der Inspektor dachte sofort an Claudia. Er schielte zur Seite und rief ihren Namen.

Sie antworte nicht. Das tat der Mann, der rechts neben Suko angebunden war.

»Sie ist da, keine Sorge!« Der Erste Offizier mit Namen Winter hatte gesprochen.

»Und wo?«

»Am anderen Ende. Ihr beide solltet wohl nicht zusammen sein.«

Winter lachte auf. »Wenn ich das irgendeinem erzähle, der hält mich für einen Spinner. Sagen Sie ehrlich, Inspektor, träumen wir?«

»Leider nicht.«

»Und wir haben auch keine Chance, diesen Hundesöhnen zu entwischen – oder?«

»Wie es aussieht, nicht.«

»Toll.« Winter sprach das Wort voller Sarkasmus aus. »Ich bin wirklich gespannt, wie es weitergehen soll.«

»Können Sie die Wahrheit vertragen?« fragte Suko.

»Immer.«

»Man wird uns opfern.«

»So etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht. Aber wem sollen wir geopfert werden?«

»Dem Götzen Baal.«

»Für mich war das immer Geschichte.«
»Die Sie jetzt hautnah miterleben. Schauen Sie sich um, wir befinden uns inmitten einer Kulturstätte, die dem Gott Baal geweiht worden ist. Sehen Sie den Altar dort?«
»Sie meinen die Platte.«
»So kann man es auch sagen.«
Es war tatsächlich ein Altar, der vor ihnen stand. Er hatte seinen Platz vor dem Feuer gefunden. Eine große, unheimliche Opferstätte, auf der alle sieben Gefangenen Platz hatten, auch wenn man sie nebeneinanderlegte.
Die Flammen schlugen aus hinter dem Altar stehenden Tonkrügen und zauberten ein Spiel aus Licht und Schatten auf den großen Innenhof des Lagers.
Daß es sich hier um ein Lager handelte, war Suko klar geworden.
Der Hof wurde von vier barackenähnlichen Bauten eingerahmt. Sie waren nicht sehr hoch, dafür langgestreckt. Wahrscheinlich bestanden sie aus Lehm oder Ton. Die dunklen Löcher in den Wänden schienen die Fenster zu sein, und manchmal wehten aus diesen Öffnungen klagende laute und Stimmen, die den Menschen einen Schauer über den Rücken jagten.
»Was kann das sein?« flüsterte Winter.
»Da werden Menschen gequält.«
»Was sind das für Leute?«
»Kennen Sie das Volk nicht, das in babylonische Gefangenschaft geriet?« fragte Suko zurück.
»Sie meinen die Israeliten?«
»Ja, genau.«
Trotz der schlechten Lage mußte Winter lachen. »Aber das ist doch nicht möglich. Wir sind Menschen aus der Gegenwart, das andere ist Geschichte, vielleicht sogar Legende…«
»Winter«, sagte Suko. »Begehen Sie keinen Denkfehler! Wir sind tatsächlich im alten Babylon gelandet, tief in der Vergangenheit. Finden Sie sich damit ab.«
»Er vielleicht, ich nicht.« Neben Winter hatte sich Seymour Glenn gemeldet.
»Das ist doch alles ein mieses Spiel, vielleicht ein Traum, mehr aber nicht. Sie wollen uns hier in Angst machen, Inspektor. Wahrscheinlich haben Sie uns die Falle gestellt und wir sind Akteure in einem historischen Filmschinken…«
»Sie können sich ja beim Regisseur beschweren«, erklärte Suko und begann zu lachen.
»Ihren Humor bekomme ich auch noch klein«, regte sich der Kapitän auf. »Ich werde jedenfalls Maßnahmen ergreifen, die…«
»Und welche, Sir?« unterbrach der Erste Offizier seinen Chef.

»Darüber denke ich noch nach und sage Ihnen Bescheid, wenn es soweit ist.«

»Gewiß, Sir!« Winter drehte dem neben ihm angebundenen Suko den Kopf zu und verdrehte die Augen. Er hielt seinen Vorgesetzten für nicht mehr normal denkend. Suko hatte diesen Blick des Ersten durchaus verstanden.

»Wie geht es eigentlich den anderen Männern?« erkundigte sich der Inspektor flüsternd.

»Sie sind einigermaßen auf dem Damm.«

»Und wie nehmen Sie es hin?«

»Ich weiß nicht so recht. Die haben die Zusammenhänge ja gar nicht begriffen.«

Suko lachte leise auf. »Das kann ich mir gut vorstellen.« Weiterhin flüsternd setzte er noch eine Frage nach. »Sagen Sie mal, Winter, wo sind eigentlich unsere Waffen?«

»Fragen Sie mich was Leichteres.«

»Also weg?«

»Klar doch.«

Die Fesseln saßen zwar sehr stramm, dennoch versuchte Suko, sich zu bewegen.

Das klappte auch, und er fühlte, daß man ihm seine Waffen nicht abgenommen hatte. Nach wie vor trug er sie am Körper, nur nutzte ihm das nichts, er kam nicht heran.

»Suko?«

Es war eine Frauenstimme, die die Stille unterbrochen hatte. Claudia Darwood war also wieder erwacht.

»Ich höre Sie.«

»Tut mir leid«, sagte die Frau, »aber ich konnte nichts gegen Okastra ausrichten. Er allein hat uns überwältigt. Er war einfach zu schnell, verstehen Sie?«

»Natürlich.«

»Wird man uns töten?«

Eine klare Frage, die Claudia da gestellt hatte, und sie bekam auch von Suko eine klare Antwort. »Wir können davon ausgehen, daß sie es versuchen. Finden Sie sich damit ab, Claudia, daß wir uns hier an einer Stelle befinden, die einem Götzen geweiht worden ist. Einem Blutgötzen. Um Baal freudig und gnädig zu stimmen, haben die Babylonier dem Dämon das Blut ihrer Feinde geopfert.«

»Hören Sie auf, verdammt!« Einer der Offiziere meldete sich.

»Reicht es nicht, daß wir hier gefesselt stehen. Müssen Sie jetzt noch diese verfluchten Schauergeschichten erzählen?«

»Ich weiß nicht, ob es allein Schauergeschichten sind. Meines Wissens beruhen diese Dinge auf Tatsachen.«

»Man kann uns gar nicht töten«, sagte Winter plötzlich. Er lachte

dabei, und es klang seltsam schrill. »Überlegen Sie, Inspektor. Ich kann doch nicht den in der Vergangenheit töten, der in der Zukunft schon existiert hat. Dann hätte es ihn ja gar nicht gegeben.«

»Sehr richtig!« pflichtete Kapitän Glenn dem Ersten bei.

»Im Prinzip haben Sie recht«, erklärte Suko. »Doch es gibt da einige magische Mittel, durch die unsere Zeit manipuliert und auch überwunden werden kann.«

»Und welche sind das?«

»Vielleicht die magische Seelenwanderung, doch da kenne ich mich auch nicht so genau aus. Vielleicht bleiben wir nur in der Vergangenheit verschollen, wer kann das wissen?«

»Sie machen uns Mut«, sagte ein anderer sarkastisch.

»Ich versuchte nur, auf eine mir gestellte Frage die richtige Antwort zu geben. Das ist alles.«

Claudia Darwood hielt sich besser als die gefangenen Offiziere.

»Ist Okastra schon erschienen?« fragte sie.

»Hier noch nicht.«

»Er wird sich mit Baal zusammengetan haben«, sagte Claudia.

»Ich finde es schrecklich…«

Keiner der Gefangenen sprach mehr, denn ein jeder hatte das knirschende Geräusch vernommen. Es hörte sich an, als würde Stein über Stein schaben, und in der Tat geschah etwas Ähnliches.

Ein Tor öffnete sich.

In der hohen Mauer, die sich hinter den Baracken befand, entstand eine Lücke. Ein schwarzes Viereck, das kaum vom Widerschein der Flammen erreicht wurde und deshalb so dunkel blieb.

Die beiden Torhälften waren nach außen hin aufgezogen worden.

Der Grund dafür stellte sich sehr bald heraus.

Zuerst hörten die Gefangenen das Schreien der Männerstimmen.

Sie waren befehlsgewohnt, überlaut und manchmal kreischend.

Wenn sie für einen Moment verstummten, drang ein anderes Geräusch über den Innenhof.

Ein Klirren…

Obwohl es niemand aussprach, wußte ein jeder, worum es sich bei diesem Geräusch handelte. Das waren die Geräusche schwingender Kettenglieder, wenn sie sich gegenseitig berührten. Manchmal wurden diese Geräusche auch von einem harten Klatschen übertönt.

Immer dann, wenn schwere Peitschen aus Bullenleder auf die nackten Rücken der gebeugt gehenden und aneinandergeketteten Gefangenen klatschten.

»Ist das dieses Volk, von dem wir gesprochen haben?« fragte Winter mit zitternder Stimme.

»Ja, da kehren die Gefangenen zurück.«

»Von was?«

»Vielleicht haben sie draußen schuften müssen. Beim Bau eines Tempels oder so…«

»Oder beim Turmbau zu Babel!«

»Möglich…«

»Daß ich so etwas erlebe!« hauchte Winter, »ich kann es noch immer nicht fassen.«

Suko auch nicht, aber das behielt er besser für sich. Die anderen waren sowieso deprimiert genug.

Die Gefangenen erschienen noch nicht. Dafür andere, die Bewacher der Verlorenen. Krieger mit metallenen Rüstungen, Helmen, Schwerten, Äxten und Peitschen, wobei letztere zum Antreiben der müden Menschen dienten.

Die Gefangenen waren fertig. Als sie in den Widerschein des Feuers gerieten, sah man ihnen an, wie schwer sie es hatten. Es gelang ihnen kaum noch, sich auf den Beinen zu halten. Sie schleppten sich nur mehr dahin. Wären sie nicht durch Ketten miteinander verbunden gewesen, hätten sie sicherlich schon längst am Boden gelegen. So zog der noch Stärkere den Schwächeren mit, auch wenn er ihn über den staubigen Boden schleifen mußte.

Die Nacht des Schreckens stand bevor. Jemand kam und goß Öl in die Tonkrüge.

Sofort schossen die Flammen höher, tanzten wie gierige Arme, schimmerten in ihrem Innern hellrot bis gelb, um an den Außenseiten einen bläulichen Ton anzunehmen.

Tanzende, heiße Finger, zuckend und das beleuchtend, was einmal der Sterbeplatz der Gefangenen werden sollte.

Suko und die anderen konnten auf die jetzt erleuchtete Altarplatte schauen, die ein unruhiges Muster aus tanzenden Flammen aufwies.

Dazwischen sahen sie auch die dunklen Flecken. Sie wirkten wie eingetrocknetes Öl.

Suko glaubte allerdings daran, daß es sich dabei um das Blut der Getöteten handelte.

Das also sollte auch ihr Schicksal sein.

Es waren zahlreiche Bewacher da, die wie Schemen aus dem Widerspiel von Licht und Schatten erschienen. Alle hatten den Innenhof inzwischen erreicht. Das große Tor blieb offen.

Abermals knallten Peitschen. Diesmal nicht auf die Rücken der gebeugt gehenden Gefangenen, sondern dicht neben die Männer und Frauen, so daß die harte Erde aufgerissen wurde.

Die Verzweifelten verstanden die Peitschenbefehle. Sie änderten ihren Weg. Ihre Aufpasser hatten ihnen die neue Richtung vorgegeben. Sie sollten an den neuen Gefangenen vorbeigehen und sie sich anschauen.

Suko war so etwas überhaupt nicht recht. Er konnte nur nichts

dagegen tun, hörte das Klirren der Ketten deutlicher und sah auch die Bewacher aus der Nähe.

Unter den Helmen blickten finstere Gesichter. Manche sahen sehr fremd aus. So verschieden die Gesichter auch waren, in einem ähnelten sie sich.

Im Ausdruck der Augen!

Da gab es weder Gnade noch Erbarmen zu lesen, nur eine tödliche Entschlossenheit.

Suko horte Claudia schreien. Soweit es möglich war, verdrehte er den Kopf, sah aber nur Schattenspiele. Das konnten hin- und herzuckende Arme sein und Finger, die nach Claudia griffen. Wahrscheinlich wurde sie abgetastet. Die Wut schwemmte in Suko hoch.

»Hört auf, ihr Schweine!« brüllte er.

»Vorsichtig, Inspektor!« Winter warnte den Chinesen. Leider zu spät.

Einer der Bewacher, dem überhaupt nicht gefallen hatte, daß Suko sich einmischte, schlug zu.

Zum erstenmal bekam der Chinese die Peitsche zu schmecken. Sie wurde ihm quer über den Körper geschlagen, von oben nach unten und links nach rechts. Der folgende Schlag traf ihn aus entgegengesetzter Richtung, und das schwere Leder aus Bullenhaut fetzte Sukos Kleidung auf.

Nicht nur sie, auch auf der Haut spürte Suko einen brennenden Schmerz, als hätte ihn jemand mit einer scharfen Messerklinge traktiert.

Kein Laut drang über seine Lippen. Er preßte den Mund zu einem Strich zusammen und schaute den Peiniger nur an.

Der Mann war kleiner und gedrungener als er. Die Peitsche hatte er zum dritten Hieb erhoben, als ihn ein Blick aus Sukos Augen traf.

Er war so hart, so drohend, daß der Krieger die Peitsche sinken ließ, sich abwandte und ging.

»Mann!« hauchte Winter. »Wie haben Sie das denn gemacht?«

»Weiß ich auch nicht.«

Der Erste Offizier lachte. »Sie sind gut, Inspektor, wirklich.« Dann schwieg er, auch Suko sagte nichts, denn nun gerieten die Gefangenen in ihre Nähe.

Sie gingen hintereinander. An den Händen waren sie gefesselt. Die Metallreifen schienen auf ihren Gelenken zu kleben, und die Bedauernswerten schafften es kaum, die Köpfe zu heben.

Wenn, dann sahen Suko und seine Mitgefangenen in Gesichter voller Verzweiflung und Pein, die gleichzeitig ein gerüttelt Maß an Lethargie aufwiesen, für Suko ein Beweis, daß die Menschen ihren Widerstandswillen unter den unerträglichen Bedingungen aufgegeben hatten.

Leere Augen, kaum noch Hoffnung. Müde Blicke, hier und da ein

leises Weinen.

Der Reihe nach zogen sie an den Gefesselten vorbei. Manche Blicke flehten um Wasser. Münder standen offen, schwer schnappten die Menschen nach Luft, und wie königliche Herrscher schritten die Bewacher neben ihnen her, die Peitschen stets zum Schlag erhoben.

Von den Gefangenen aus der Zukunft sprach niemand. Das Grauen hatte sie stumm gemacht, und so zog die Reihe der Verzweiflung an ihnen vorbei. Aus der Geschichte wußte Suko, daß es dennoch Hoffnung gab, aber hätte er es den Gefangenen in diesem Augenblick sagen können?

Nein, sie hätten ihn nicht verstanden.

Und so zogen sie weiter. Stumm. Gepeinigt von Schmerz und Qual.

Seelisch und körperlich am Ende.

Irgendwann hörte die Reihe auf, und Suko sowie die anderen waren froh darüber.

Wieder einmal bedauerte der Chinese es, gefesselt zu sein. Als freier Mensch hätte er sich den Bewacher entgegengestellt und einige von ihnen zur Hölle geschickt.

So konnte er nichts tun und nur darauf warten, was Okastra noch alles vorhatte.

Die Gefangenen verschwanden. Zurück blieb das Rasseln der Ketten, der Geruch nach Schweiß, Ausscheidungen, Blut und Tod…

»Mein Gott, daß es so etwas gibt«, flüsterte Winter, der Erste Offizier, und schauderte.

»Es ist Geschichte, mein Lieber«, erwiderte Suko. Er dachte wieder an Claudia und deren Schreien. Suko mußte einfach wissen, wie ihr zumute war, deshalb rief er auch ihren Namen.

»Ja, ich bin hier…«

»Was haben sie dir getan, Mädchen?«

Claudia Darwood gab die Antwort nicht sofort. Sie schluckte ein paarmal und sagte mit stockender Stimme: »Sie faßten mich an. Überall, weißt du. Ich kam mir vor wie eine Sklavin, die auf dem Markt verkauft werden soll…«

»Unter Umständen haben sie das auch mit ihr vor«, wisperte Winter und blickte Suko beschwörend an.

Der schüttelte nur den Kopf und wurde aufmerksam, als sich eine Gestalt dem Feuer näherte.

Unheimlich sah sie aus, denn zunächst wallten Nebelschwaden hoch.

Erst als sie näherkam und dicht vor dem Blutaltar stehenblieb, erkannte die Gefangenen die glühenden Augen und wußten, daß Okastra gekommen war.

Er stand da, sagte nichts und beobachtete nur. Ein jeder fühlte den Blick seiner mörderischen Augen auf sich gerichtet. Abschätzend und taxierend wie auf einem Sklavenmarkt.

Aus dem Nebel stach die Schwertspitze hervor, und sie war dabei auf Suko gerichtet. Er wurde von Okastra auch angesprochen, als dieser sich in Bewegung setzte und auf ihn zukam.

Kein Geräusch war zu hören.

In einer nahezu geisterhaften Lautlosigkeit näherte sich der Unheimliche dem Chinesen und blieb erst stehen, als ihn ein halber Schritt von Suko trennte.

Fast wurde der Inspektor von der Schwertklinge berührt.

Suko spürte die Aura des Bösen, die ihn streifte. In diesem Lager gab es nichts Gutes, hier herrschte der böse Geist des Götzen Baal.

Durch Okastras Anwesenheit wurde dies besonders deutlich.

Dann begann er zu sprechen und schleuderte seine Worte aus dem jetzt durch die Flammen rötlich schimmernden Nebel dem Inspektor entgegen.

»Du weißt, was dich hier erwartet. Du hast die Menschen gesehen und du hast den Altar…«

»Spar dir deine Worte«, unterbrach Suko ihn. »Die Geschichte hat uns gelehrt, daß alles anders gekommen ist.«

»Ja, stimmt. Nur werdet ihr davon nichts mehr haben. Das kann ich euch versprechen. Damit ihr wißt, was euch bevorsteht, werde ich zu Baals Ehren ein Exempel statuieren. Unter den Gefangenen gibt es einen Aufrührer namens Gideon. Ihn und seine Frau habe ich mir ausgesucht, um sie dem großen Baal zu opfern. Sie werden gleich gebracht und auf den Blutaltar gelegt. Dort trifft sie die Rache des großen Götzen. Gideon und seine Frau Judith werden schreien, wenn die Klinge meines Schwertes über ihre nackte Haut fährt und ihr Blut die Steine des Altars benetzen wird. Wenn sie ihr Leben ausgehaucht haben, seid ihr an der Reihe. Zuerst nehme ich mir die Frau vor, dann dich, Suko, und anschließend…«

»Es reicht!« sagte der Chinese.

Okastra lachte nur. »Dir gefällt es nicht, daß ich zur Ehre Baals rede, wie? Kann ich mir vorstellen, aber ich bin dem großen Götzen noch etwas schuldig. Er hat mich aus der Gefangenschaft zurückgeholt, denn zu meinen Lebzeiten als Sarazene betete ich nur ihn an. Und er gab mir auch dieses Schwert mit den beiden verschiedenen Klingen. Wenn ich mit der silbernen Schneide zuschlage, wirst du zum Skelett. Mit der blauen, die eine stärkere Magie beinhaltet, wirst du unsichtbar, zu einem Geist, der die Dimensionen durchwandert und sich einen Körper aussuchen kann, den er wieder zum Leben erweckt. Hast du es verstanden?«

»Ja, es war mir schon zuvor klar.« Suko kam wieder auf die beiden Menschen zu sprechen, deren Hinrichtung sie miterleben sollten. Er wollte Okastra von seinem Plan abbringen. »Wir glauben dir auch so, Okastra, du brauchst die Menschen nicht zu töten. Laß diesen Gideon

und auch Judith leben! Tu einmal in deinem Leben ein gutes Werk und sei nicht…«

Der Sarazene drehte durch. Er bekam Wut. Aus dem Nebel schleuderte er die Schwertspitze, und Suko hatte plötzlich das Gefühl, als sollte er in zwei Hälften geteilt werden. Er sah die wallenden Schleier dicht vor sich und auch die Umrisse der braunen Gestalt, die überhaupt nicht existent war, denn Suko hatte hindurchgefaßt. Die Spitze der Waffe befand sich dicht vor Sukos Hals.

»Ich habe versprochen, die beiden zu töten, und dieses Versprechen werde ich einhalten. Da kannst du dich noch so wehren, ich bekomme immer, was ich will.«

»Ja, ja, schon gut«, sagte Suko. Er hoffte, daß sich der andere wieder beruhigt hatte.

Okastra hatte es in der Tat. Er drehte sich um und deutete schräg in den Hof hinein.

Da kamen die Gefangenen. Eine dunkelhaarige Frau und ein bewaffneter Mann.

Selbst Okastra schien das zu irritieren. Damit hatte er wohl nicht gerechnet. Er sah die Rüstung des Mannes und in dessen rechter Hand ein Kurzschwert mit breiter Klinge. Ein Helm saß auf dem Kopf des Kämpfers. Das Visier war hochgeklappt. Neben ihm schritt die halbnackte Frau, die Judith genannt worden war, und Suko vernahm plötzlich den gellenden Schrei des Mannes.

Er lauschte der Stimme schüttelte dabei den Kopf und spürte die Gänsehaut auf seinen Körper.

Der Mann, der da geschrien hatte, das war…

Nein, das konnte nicht sein.

Oder doch…?

***

Irgendein Witzbold hat mal den Spruch aufgebracht: Durst ist schlimmer als Heimweh.

Ich hatte beides.

Die Zunge klebte mir am Gaumen, meine Kehle war trocken vom Staub, und ich verspürte tatsächlich ein großes Heimweh nach London und vor allen Dingen nach meiner Welt.

Hier in dieser fernen Vergangenheit hockte ich gefangen in einem engen Tal, das nur einen zugeschütteten Ausgang besaß. Ich war so schrecklich allein.

Als Torkan hatte ich gegen die Leichenvögel gekämpft. Mir wäre lieber gewesen, sie wären erschienen, dann hätte ich wenigstens etwas zu tun gehabt, aber nur hier zu sitzen und zu starren, war überhaupt nicht mein Fall.

Einsamkeit kann schlimm sein und führt letztendlich zu

Depressionen.
Auch ich machte keine Ausnahme. Mich plagten schwermütige Gedanken.
Wenn ich den Kopf hob und auf die dunklen, mich einschließende Felsen schaute, hatte ich das Gefühl, als würden sie mich auf gespenstisch stumme Art und Weise auslachen.
Bei jedem Knacken, das ich vernahm, hob ich den Kopf, schaute auf und wartete auf eine Bewegung. Zumeist war es nur ein Stein, der irgendeinen kleinen Hang hinabgerollt war.
Hin und wieder sah ich die Toten.
Bleiche Hände, Arme oder Beine, die unter dem tonnenschweren Gestein hervorschauten. Der große Götze Baal hatte furchtbar gewütet, und er nahm auf nichts Rücksicht.
Ich dachte wieder an die Opfer, die ihm in der folgenden Nacht dargebracht werden sollten. Es war noch nicht dunkel, lange würde die Finsternis aber nicht auf sich warten lassen, denn der Ausschnitt des Himmels hoch über mir wurde grauer und grauer.
Er war bewegungslos und erinnerte mich in manchen Augenblicken an eine Leinwand, vor der sich plötzlich etwas Dunkles abzeichnete.
Ein Tier!
Es flog hoch über meinen Kopf, und sofort dachte ich wieder an die Leichenvögel.
Ein Exemplar von ihnen sah ich dort. Wahrscheinlich war es von Baal geschickt worden, um mich zu beobachten. Ich verzog den Mund. Sollte der Vogel schauen, wie er wollte, mir war es egal. Sicherheitshalber lockerte ich die Beretta. Wenn er zu nahe kam, würde ich ihm eine Kugel ins Gefieder jagen.
Tagsüber hatten sich die Steine in dem Tal aufgeheizt. Jetzt, wo die Luft abkühlte, gaben sie diese Hitze wieder ab, so daß ich mir wie auf einem Ofen vorkam. Am gesamten Körper war mir der Schweiß ausgebrochen. Die Kleidung klebte auf der Haut. Auch im Gesicht schwitzte ich.
Es fiel mir schwer, innerhalb dieser natürlichen Sauna einen klaren Gedanken zu fassen.
Babylon!
In diesem Land war ich gefangen. In einer Zeit, in der der große Prophet Hesekiel gelebt hatte. In dieser fernen Vergangenheit war mein Kreuz geschmiedet worden, das mußte man sich mal vorstellen, und ich schüttelte den Kopf.
Obwohl ich selbst Mittelpunkt war, fiel es mir schwer, dieses Phänomen zu begreifen.
Was tun?
Ich dachte an das Kreuz und nahm es in die Hand. Sehr genau schaute ich es an.

Mir kam es vor, als hätte es sich auf irgendeine Art und Weise verändert. Nicht äußerlich, nein, aber in seinem Inneren mußte etwas geschehen sein, denn ich spürte eine gewisse Wärme, die sich auch auf meine Handfläche übertrug.

Das Kreuz stand unter Spannung, es war gewissermaßen schon voraktiviert worden.

In dieser Zeit, in der ich mich als Gefangener aus der Zukunft befand, hatte auch der Prophet Hesekiel gelebt. Ich kannte ihn nur aus Büchern und dem Alten Testament. Es war auch mal versucht worden, ihn zu zeichnen, an diese Bilder erinnerte ich mich nicht mehr.

Das Kreuz stammte aus seiner Hand.

Wenn er noch lebte, davon ging ich in etwa aus, mußte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich es nicht schaffte, durch, das Kreuz einen Kontakt mit seinem Erfinder herzustellen. Und möglicherweise konnte er mich noch in die letzten Geheimnisse dieser weißmagischen »Waffe« einweisen.

Ein fantastischer Gedanke. Auch ein absurder?

Es war für mich schwer, eine objektive Antwort zu geben. Eigentlich gar nicht so absurd, denn Hesekiel befand sich ja zeitlich in meiner Nähe.

Und ich war im entferntesten Sinne sein Erbe, der Sohn des Lichts, Träger Weißer Magie.

Das Experiment war immer besser als die Theorie. Davon ging ich aus und warf zuvor einen Blick zum Himmel.

Hoch über mir schwebte weiterhin der Vogel. Allerdings bewegte er sich kaum noch, er stand in der Luft, lauerte, als wartete er darauf, sich auf mich stürzen zu können.

Die Kette, an der das Kreuz hing, hatte ich bereits über den Kopf gestreift.

Der wertvolle Talisman aus Silber lag nun auf beiden Knien, die ich dicht zusammengepreßt hielt. Man hatte mir die magischen Worte mitgeteilt, die das Kreuz aktivierten. Ich wußte immer genau, was geschah, wenn Böses in der Nähe lauerte. Durch die Aktivierung des Kreuzes wurde es zerstört.

Wie reagierte es hier?

Schaffte es mir Hesekiel herbei? Vielleicht auch einen anderen Geist, bei dem ich mir Rat holen konnte.

Vielleicht hätte ich es schon viel früher aktivieren sollen, als ich noch Baal gegenüberstand, doch da war ich zu schwach gewesen und zu sehr beschäftigt mit den Erinnerungen des torkanschen Lebens.

Jetzt war der Zeitpunkt da.

Noch einmal schaute ich auf das Kreuz, prägte mir jedes Detail ein und versuchte, gedanklichen Kontakt mit ihm herzustellen. Ich mußte mich voll und ganz darauf konzentrieren.

Ein böser Schrei unterbrach mich.

Sofort war ich aus meiner eigenen Welt herausgerissen und in der Wirklichkeit gelandet.

Der Leichenvogel kam. Er hatte den Schrei ausgestoßen, und wahrscheinlich hatte er auch bemerkt, daß ich etwas unternehmen wollte. Es war ihm gar nicht recht.

Er fiel wie ein Stein auf mich zu.

Dabei hatte er die Flügel angelegt, um so wenig Luftwiderstand wie möglich zu bieten. Der rot-violette Kopf war vorgestreckt, die Augen glühten in einem unheimlichen Feuer, der Schnabel leicht geöffnet, so daß er mir wie eine Schere vorkam.

Ich blieb sitzen. Nur die Beretta zog ich, hob den Arm, legte ihn leicht schräg und zielte dabei über Kimme und Korn.

Einen Fehlschuß wollte und konnte ich mir nicht erlauben.

Der Schuß peitschte.

Blaß war das Mündungsfeuer. Ich sah nicht, ob ich getroffen hatte, der unheimliche Vogel flog weiter, als wollte er mich mit seinem Schnabel aufspießen, bis er plötzlich aus der Richtung geriet und von mir aus gesehen nach links wegtrudelte.

Er behielt auch nicht mehr seine stromlinienförmige Flugformation bei, sondern breitete die Flügel aus, verlor zahlreiche Federn und trudelte im schrägen Winkel auf eine Felswand zu.

Im nächsten Augenblick krachte er dagegen und fiel nach unten.

Nur nicht als Einzelstück, sondern sich auflösend. Federn, Knochen, Schnabel und Kopf rannen an einem langen Faden nach unten.

Nahe der Felswand landete er zwischen dem Gestein.

Dieser Sieg hatte mir ein wenig Auftrieb gegeben, und ich fühlte mich wieder besser.

Ich war also doch nicht so hilflos. Bevor ich mich daran begab, alles auf eine Karte zu setzen, schaute ich noch einmal in die Höhe.

Die Luft war im wahrsten Sinne des Wortes rein.

Kein Gegner mehr.

Ich legte das Kreuz wieder auf die Knie. Langsam und mit bedächtigen Worten sprach ich die Formel.

»Terra pestum teneto – Salus hic maneto!«

Die Erde soll das Unheil halten, das Heil soll hierbleiben!

So lautete die Übersetzung der Formel, und auf diese Worte reagierte das Kreuz.

Aber anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich war plötzlich nicht mehr existent. Jemand hat mal das Wort *abgehoben* benutzt, und so kam ich mir vor.

Urplötzlich hatten die Dimensionen überhaupt keine Bedeutung mehr für mich. Länge, Breite und Höhe waren zusammengeschoben und wurden gleichzeitig auseinandergerissen.

Ich schwebte im Vakuum!

Schon einmal hatte ich mich so gefühlt, als ich in Okastras Nebel eintauchte, und dennoch konnte ich beide Dinge nicht miteinander vergleichen. Bei dieser Magie, die mich umfaßt hielt, fühlte ich mich sicher wie im Schoß des Stammvaters Abraham.

Ich spürte keine Angst.

Einen Mensch ohne Angst gibt es vielleicht gar nicht. Jeder hatte Angst, wenn er einen Körper besitzt, ich besaß keinen mehr und glaubte daran, wieder ein Geistwesen zu sein.

Um mich herum schwebte eine gewaltige Lichtfülle, die mich auf zarten Händen trug oder wie in einer Wiege aus Daunen liegend.

Der überirdische Glanz hielt mich umklammert, ich konnte die Augen öffnen, ohne geblendet zu werden.

Ich sah und sah doch nicht.

Dafür hörte ich die Stimme. Für einen Moment glaubte ich an den Seher, dann vernahm ich eine Sprache, die mir im ersten Augenblick fremd war, dann aber plötzlich vertraut.

Sogar meinen Namen kannte der Unbekannte und für mich Unsichtbare, denn er redete mich direkt an. »John Sinclair, Geisterjäger und Sohn des Lichts, du bist gekommen, doch die Zeit ist zu früh. Ich kann dir nicht alles zeigen, ich darf dich noch nicht in sämtliche Geheimnisse deines Kreuzes einweihen. Es gibt Mächte über mir, die man Schicksal nennt und es mir verboten haben. Man hat dich in meine Zeit geschleppt, in der die Jahre der Finsternis, der Gefangenschaft, und ich sehe, obwohl ich schon nicht mehr unter den Lebenden weile, mein Volk leiden. Daher leide ich mit. Ich weinte Tränen, denn mein Volk schmachtet weiterhin in der babylonischen Gefangenschaft und leidet unter der Knechtschaft des furchtbaren Götzen Baal, der alles an sich reißen will…«

»Bist du Hesekiel?« Ich mußte die Frage stellen, sie brannte mir auf den Lippen.

»Denke einfach, daß es so wäre«, wurde mir orakelhaft geantwortet.

»Dann hilf mir! Hilf mir bitte, meine Freunde und auch alle anderen aus dieser Knechtschaft zu befreien!«

»Es geht nicht, Sohn des Lichts. Die Mächte des Schicksals und der große, allwissende Lenker haben es anders vorgesehen. Du kannst in die Geschichte nicht eingreifen, du mußt wieder zurück in deine Zeit. Dies hier ist der falsche Platz.«

»Aber ich kann nicht mehr zurück!« rief ich verzweifelt. »Es geht nicht, wenn mir keiner hilft. Und auch das Schicksal meiner Freunde hängt daran.«

»Ich werde dir helfen, obwohl ich damit vielleicht ein Gesetz breche. Aber du, Geisterjäger, trägst das, was ich einst geschaffen habe. Es ist dazu bestimmt, das Böse auszumerzen. Hier lauert das Böse. Du wirst

gegen Baal antreten und ihn nicht vernichten können. Doch sei auf der Hut! Es gibt einen Dämon, der unter Baals Schutz steht…«

»Okastra!«

»Sehr richtig, Sohn des Lichts. Okastra wird er genannt. Ein gefährlicher Diener, der viel später gelebt hat als Baal, ihn aber verehrte und sich seines Schutzes sicher sein kann. Wenn du etwas erreichen willst, müssen wir zu einer List greifen.«

»Sag sie mir, Hesekiel, ich mache alles, was du willst…«

»Nicht so voreilig, Sonn des Lichts Die Eile kann gefährlich sein und führt oft in den Abgrund. Höre genau zu, wenn ich dir meinen Plan jetzt unterbreite…«

Ich hörte zu und lag still, wie auf einem Kissen aus Luft schwebend.

Hesekiel sprach, und was er sagte, war für mich fast unbegreiflich.

»Ich Wußte, daß alles so kommen würde, und ich habe auch schon Vorsorge getroffen. Es gibt in der Gefangenschaft einen Mann, der vielleicht so alt ist wie du. Er hat sich damals, als ich noch lebte, schon auf meine Seite gestellt Und wegen mir die schlimmste Folter ertragen. In dieser Nacht soll er getötet werden. In der vergangenen Nacht bin ich ihm erschienen und habe ihn in meinen Plan eingeweiht. Er wird eingehen in das Ewige Reich, aber nicht durch die Hand seiner Feinde, sondern durch mich. Ich hole ihn zu mir, denn in den Schriften des Schicksals steht, daß sein Name in der folgenden Nacht von der Liste der Lebenden gestrichen wird. Er hat zusammen mit seiner Frau in einer anderen Kammer gelebt, getrennt von den übrigen Gefangenen, aber auch gefürchtet, denn er duckte sich nie und durfte seine Waffen behalten. Auch auf dem letzten Weg soll er sie mitnehmen, nur wird er es nicht sein, der geht, sondern du, Sohn des Lichts. Du mußt dir seine Rüstung überstreifen, auch wenn es dir schwerfällt. Erst wenn du sie alle getäuscht hast, kannst du kämpfen, dann stell dich gegen Okastra und vernichte ihn.«

»Was ist mit seiner Frau?«

»Judith weiß Bescheid. Auch sie muß den Weg alles Irdischen gehen. Mein Volk hat viel zu leiden, doch es wird die Befreiung kommen, wie du aus der Geschichte weißt.«

Ja, das wußte ich in der Tat. Die babylonische Gefangenschaft dauerte nicht ewig.

»Hast du alles verstanden, Sohn des Lichts?«

»Ja.«

»Dann überlasse ich dich den Schwingen des Geistes und den Helfern des Lichts. Stell dich gegen das Böse, vernichte es, aber sei vorsichtig, die Zukunft wird…«

Es waren die letzten Worte, die Hesekiel sprach. Wenigstens die, die ich verstand.

Danach umfing mich das Nichts…

***

Ihr Haar war dunkel wie das Gefieder eines Raben. Die Haut hell, fast weiß. In ihrem langen Gewand erinnerte sie an Schneewittchen aus dem gleichnamigen Märchen.

Aber sie hieß nicht Schneewittchen, sondern Judith und saß an der Bahre ihres sterbenden Mannes.

In den letzten Stunden hatte sie von dem gewaltigen Plan gehört, den der Geist des Hesekiel zusammen mit Gideon geschmiedet hatte. Und er zeigte sich einverstanden.

Er wollte sterben, damit andere Leben konnten und ein gräßlicher Fluch genommen wurde.

Judiths Augen hatten sich mit Tränen gefüllt. Manchmal rannen sie auf das schweißnasse Gesicht des Sterbenden. Er lag in der Zelle, ohne Hoffnung auf ein weiteres irdisches Leben, aber mit der Gewißheit, im Jenseits mit offenen Armen empfangen zu werden und den zu sehen, für den er gelebt hatte.

Der Raum war klein, in den man die beiden gesteckt hatte. Judith trug einweißes Gewand. Es hatte im Laufe der Zeit seine Farbe verloren und war starr vor Schmutz.

Auf der Strohbahre lag Gideon. Er trug noch seine Rüstung, denn in ihr wollte er sterben. Auch die Waffen hatte man ihm gelassen, die Babylonier achteten Krieger wie ihn. Nach ihrem Glauben mußten Männer wie Gideon als Kämpfer sterben.

Der Tag war längst vergangen. Durch das viereckige Loch unter der Decke fiel kein Licht mehr, sondern der flackernde Widerschein des auf dem Hof brennenden Feuers. Er schuf ein gespenstisches Licht, daß auch über die Gesichter der beiden Menschen tanzte.

Gideon sah die Tränen seiner Frau. Er versuchte, die Hand zu heben, allein, er war zu schwach.

»Du mußt nicht weinen«, flüsterte er. »Es ist alles so vorbestimmt. Uns wird es gutgehen, denn ich weiß daß du mir noch in dieser Nacht folgen wirst, Frau.«

»Ja, ich will auch sterben.«

»Aber vorher müssen wir das erledigen, was uns der große Hesekiel aufgetragen hat. Du hast damals gesehen, wie er das Kreuz schmiedete und uns berichtete, daß es einmal der Sohn des Lichts tragen würde. Erinnerst du dich?«

»Sehr gut sogar.«

»Und dieser Sohn des Lichts wird zu uns kommen. Wenn ich sterbe wird er an deiner Seite sein und dem Dämonenpack die Zähne zeigen. Er hat das Kreuz, es gehört ihm, meine Liebe. Du brauchst keine Angst mehr zu haben.«

»Die habe ich auch nicht.«

»Dann ist es gut, Judith. Es ist…« Plötzlich veränderte sich der Blick

des Mannes. Er wurde seltsam glänzend, und Judith, die diese trotz des schlechten Lichts sah, hob die Arme und ballte krampfartig die Hände zu Fäusten.

»Man ruft mich…« Die Stimme des Mannes erinnerte nur mehr an einen Hauch. »Er ruft mich …«

»Ist es Hesekiel?«

»Ja…« Noch einmal holte Gideon tief Luft. Sein Gesicht zeigte plötzlich einen verklärten Ausdruck. Mit leiser, für ihn jedoch lauter Stimme rief er: »Ich komme …«

Es waren seine letzten Worte. Danach starb der große Kämpfer namens Gideon.

Obwohl seine Frau Zeit gehabt hatte, sich innerlich auf den Tod des Mannes vorzubereiten, konnte sie nicht mehr an sich halten und brach über der Leiche zusammen.

Sie weinte.

Es war kein lautes Klagen, wie bei ihrem Volk üblich, sondern ein stilles, dennoch verzweifelndes Trauern, denn jetzt, das wußte sie, gab es kein Zurück.

Das Schicksal mußte seinen Lauf nehmen…

Minutenlang lag sie über der Leiche. Sie vergaß Zeit und Raum.

Irgendwann richtete sie sich wieder auf, wischte über ihre Augen und sah schattenhaft eine hochgewachsene Gestalt neben sich stehen.

***

Die Gestalt war ich!

Ich hatte schon eine Weile dort gestanden und zugeschaut. Es war mir einfach nicht möglich gewesen, mich bemerkbar zu machen, das hätte eine zu große Überwindung gekostet, denn ich wollte die Trauer der Frau nicht stören. Mit ihrem ersten großen Schmerz mußte sie fertig werden.

Die magische Reise hatte vorzüglich geklappt. Zeitlich kaum oder gar nicht zu erfassen, stand ich plötzlich wieder woanders und hatte endlich das unheimliche Tal verlassen können.

Das Kreuz und Hesekiel hatten dafür auf eine unerklärliche Art und Weise gesorgt. Und es war alles so eingetroffen, wie man es mir mitgeteilt hatte.

Gern hätte ich länger über die Worte des großen Propheten nachgedacht. Über eine Zeit, die noch nicht reif war, und von der er gesprochen hatte, aber ich wußte damit leider nichts anzufangen, und mußte mich zunächst einmal auf das Naheliegende konzentrieren.

Das war Judith.

Ich hörte ihr leises Weinen und wollte schon etwas sagen oder mich auf eine andere Art und Weise bemerkbar machen, als sie plötzlich den Kopf hob und meinen Schatten sah.

Ihr Gesicht lag zufällig im schwachen Schein des durch das schmale Fenster fallenden Lichts. Deshalb konnte ich auch erkennen, wie sie den Mund öffnete, um einen Schrei auszustoßen.

Das durfte nicht geschehen.

Ich war schneller und preßte ihr meine rechte Hand vor den Mund. Dabei hätte ich mich gebückt, so daß ich ihr Gesicht dicht vor dem meinen sah und in die großen Augen schauen konnte.

Beschwörend sah ich sie an. Ohne etwas zu sagen, mußte sie an meinem Blick erkennen, um was es mir ging. Und sie nickte ein paarmal. Für mich ein Beweis, daß ich meine Hand wieder wegnehmen konnte.

Tief holte sie durch den offenen Mund Luft, und sprach mich nach einer Weile in einer Sprache an, die ich nicht kannte, aber dennoch verstand. »Du bist der, den Hesekiel geschickt hat?«

»Ja.«

»Dann bist du der Sohn des Lichts.«

Ich nickte. »So hat mich der Prophet genannt. Ich komme aus einer fernen Zeit, die noch gar nicht gewesen ist, und ich will…«

»Du brauchst nicht weiterzusprechen«, sagte sie. »Man hat mir alles erzählt. Ich weiß auch, daß ich meinem geliebten Mann bald folgen werde. Er ist für eine gute Sache gestorben, für das Volk…«

»Das einmal aus der Versklavung erlöst wird«, vollendete ich. »Irgendwann wird es soweit sein.«

»Du mußt es wissen.«

Ich nickte. »Sicher.«

»Hat der große Geist Hesekiels dir gesagt, was du zu tun hast?«

»Ich muß die Rüstung deines toten Mannes überstreifen, wenn ich recht gehört habe.«

»Richtig. Ich hoffe, daß sie dir passen wird. Es muß uns gelingen, die anderen zu täuschen, sonst sind wir verloren. Die Wächter sind einfach zu stark.«

Während ihrer Worte hatte ich mir den Toten angeschaut. Die Menschen damals waren kleiner gewesen, auch Gideon. Obwohl er für die damalige Zeit schon fast ein Riese war, würde mir die Rüstung ein wenig eng sitzen.

Ich zog sie ihm aus und merkte erst jetzt, wie schwer sie war. Sie bedeckte meinen Oberkörper bis zur Hüfte, ließ die Arme frei. Judith half mir, die Rüstung anzulegen. Als sie es geschafft hatte, nickte die Frau zufrieden. Ich hatte Schwierigkeiten beim Atmen, denn die Rüstung saß hauteng.

Einen Helm bekam ich auch. Ihn setzte ich auf. Das Visier ließ sich nicht ganz nach unten klappen, weil das Gesicht des toten Gideon schmaler gewesen war. Ich hoffte jedoch, daß dieser Schutz reichte, nicht sofort erkannt zu werden.

Ich hatte die Rüstung über meine Kleidung gezogen. Bis auf ein Feuer war es dunkel, so daß ich damit rechnen konnte, nicht sofort erkannt zu werden.

Judith trat einen Schritt zurück, bevor sie mich anschaute und begutachtete. »Du siehst aus wie er.«

»Fast«, sagte ich.

»Nein, wie er. Sie steht dir gut. Einem großen Kämpfer hat man die Waffen gelassen. Nimm sie an dich.« Sie deutete in eine Ecke.

Dort lehnte das Schwert an der Lehmwand, und ich sah auch einen Kampfschild. Ihn wollte ich nicht.

»Weshalb willst du ihn nicht mitnehmen?« fragte Judith.

»Er würde mich zu sehr behindern.«

»Solltest du kämpfen müssen, wird er dir große Dienste erweisen. Glaube es mir…«

»Ich habe auch noch andere Waffen.«

»Dann werde ich ihn tragen«, erklärte Judith und hob ihn hoch.

»Ich tue es für Gideon. Er ist es gewesen, der sich immer aufgelehnt hat. Er wollte die Gefangenschaft nicht hinnehmen. Seltsam, sogar die Babylonier haben ihn nicht getötet. Sie wußten, daß er ein großer Krieger war und nahmen ihn so hin.«

»Dann hatte er eine Sonderstellung?« fragte ich.

»Natürlich. Wir lebten von den anderen getrennt. Sie wollten ihn immer, wenn sie etwas zu verhandeln hatten. Er hat nie aufgegeben, immer an uns geglaubt, und er war auch bereit, für das Volk in den Tod zu gehen, was ja geschehen ist.«

»Es tut mir leid«, sagte ich…

»Nein, es braucht dir nicht leid zu tun. Das alles steht im Buch des Schicksals geschrieben, und auch ich werde sterben, wie mir Hesekiel gesagt hat.«

»Woher will er das wissen?«

»Du solltest nicht zweifeln, Sohn des Lichts. Hast du nicht selbst erlebt, wie sich seine Prophezeiungen erfüllt haben? So wird es auch bei mir sein, wie ich weiß…«

»Und du bist noch so…«

Da lachte sie leise. »Der Tod ist nicht das Ende, sondern ein neuer Anfang.«

Ich bewunderte Mut und Glauben dieser Frau, und ich fragte mich, ob auch ich diesen Mut gehabt hätte.

Es war fraglich.

Judith nahm plötzlich eine gespannte Haltung ein und legte die Finger auf ihre Lippen. »Sie kommen«, flüsterte sie, »ich kenne ihre Schritte. Jetzt werden sie uns für den Blutaltar holen.« Sie drehte den Kopf.

»Stell dich nahe der Tür hin. Sie dürfen erst gar nicht hereinkommen

und meinen toten Gatten sehen. Du mußt sofort hinaus, ich folge dir dann auf dem Fuße.«

»Ja, natürlich.«

Inzwischen vernahm ich die Schritte. Sie hackten auf dem festgestampften Lehm des Ganges, ich hörte die Echos an den Wänden, das Klirren der Waffen, den Gleichschritt, der plötzlich abbrach, ein Zeichen, daß die Babylonier ihr Ziel erreicht hatten und vor der Tür stehengeblieben waren.

Sekunden banger Erwartung verstrichen. Das Gesicht der Frau leuchtete seltsam weiß in der Dunkelheit. Sie hatte den Schild weggelegt, jetzt wollte sie ihn einfach nicht mehr und lauschte, wie ein schwerer Riegel an der anderen Seite der Tür zur Seite geschoben wurde.

Einen letzten Blick warf mir die Frau zu. Er war beschwörend und gleichzeitig auch bittend.

Ich nickte, während ein knappes Lächeln über meine Lippen huschte.

Meine Haltung wurde noch gespannter, und ich zuckte unwillkürlich zurück, als durch die geöffnete Tür Fackelschein in das Verlies fiel. Eine Mischung aus Licht und Schatten, ein Spiel von Hell und Dunkel, das nicht meine Gestalt, sondern die der Frau erreichte.

Ein harter Befehl erklang.

Ich nahm an, daß er mir galt und trat aus dem Dunkel. Jetzt mußten sie doch etwas merken, aber der Mann mit der Fackel war schon vorgegangen und in die Tiefe des Ganges verschwunden, wo er leuchtete, so daß ich und meine vier Bewacher im Schatten blieben.

Himmel, hatte ich ein Glück!

Auch Judith verließ das Gefängnis, stellte sich dicht neben mich und tastete nach meiner Hand. Ich hörte sie tief und fest atmen, spürte den Druck ihrer Finger und gab ihn zurück.

Zwischen uns war alles klar. Es brauchte kein Wort gesprochen zu werden.

Die Wächter hatten uns eingerahmt. Sie nahmen auch keinen Anstoß daran, daß das Kurzschwert in meiner Scheide steckte, sie führten uns zum Blutaltar des Götzen Baal.

Der Weg dorthin glich einem Spießrutenlaufen aus Qual, Pein und Verzweiflung.

Wir passierten die Verliese, in denen andere Gefangene steckten.

Wir hörten sie gegen die Tür trommeln und sahen auch hin und wieder bleiche, ausgemergelte Gesichter, wenn sie gegen die vergitterten Klappen im oberen Drittel der Tür gepreßt wurden.

Oft wurden wir angesprochen.

Ich verstand die Worte. Man wünschte uns Glück und vor allen Dingen den Segen Gottes.

Ein jeder wußte, welch schweren Gang wir vor uns hatten. Ich hörte

die Gebete und das Weinen der Frauen, doch niemand merkte, daß nicht Gideon, sondern ein Fremder den Gang entlangschritt.

Vielleicht wollte man es auch nicht merken. Vor und hinter uns stampften die Schritte der Bewacher. Ich hatte das Visier nicht völlig heruntergeklappt. Erstens war es zu eng, und zweitens wollte ich sehen, wohin man mich führte.

Ich nahm auch die Gerüche wahr. Es roch nach Menschen und auf gewisse Art und Weise nach Unsauberkeit.

Nach einiger Zeit erreichten wir einen breiteren Gang. Noch immer fühlte ich Judiths Hand an der meinen. Ich hörte ihre Stimme, die leise Gebete sprach.

Wir mußten nach rechts gehen.

Der Fackelträger hatte bereits die Tür erreicht, die zum Ausgang führte. Sie war ziemlich groß, wenn auch nicht hoch. Dafür bestand sie aus zwei Hälften.

Die rechte davon zog der Mann auf.

Schon jetzt konnte ich auf den Hof schauen und sah den Feuerschein.

Die Flammen stachen wie lange Arme in den Himmel. Sie zuckten, sie tanzten, sie gaben Licht und in dem gleichen Maße auch Schatten. Vom Blutaltar Baals sah ich noch nichts, dafür löste Judith ihre Hand aus der meinen.

Nebeneinander schritten wir her, passierten das Tor und standen auf dem großen Innenhof, der gleichzeitig eine Opferstätte des finsteren Blutgötzen Baal war.

Ich ging nicht mehr weiter, auch wenn man mir eine Hand ins Kreuz drückte, dicht unterhalb der Rüstung. Mich interessierte dieser Innenhof, denn ich wollte mich schon jetzt orientieren.

Er war groß.

Auch dunkel, denn die Feuer, deren drei Flammen aus hohen Tongefäßen loderten, beleuchteten nur einen Teil des Hofes, gewissermaßen die Mitte, wo auch der Blutaltar stand.

Er war sehr schlicht und mit dem zu vergleichen, den ich aus dem engen Tal kannte.

Ein Standbein, eine Platte aus Stein und dabei sehr breit, so daß zahlreiche Opfer darauf Platz finden konnten. Ansonsten gab es nichts Außergewöhnliches.

Das änderte sich, als ich nach links schaute.

Schon oft in meinem Leben hatte ich Überraschungen erlebt. Positive und negative.

Diese allerdings, die man mir hier präsentierte, hauten mich fast aus den Schuhen.

Ich hatte das Gefühl, wirklich einen Traum zu erleben, denn was dort an der linken Seite zu sehen war, galt eigentlich als unfaßbar.

Das war unmöglich.

Und doch stimmte es.
»Was hast du?« Judith hatte meine Überraschung bemerkt und drehte ebenfalls den Kopf.
»Schau dir die Männer an!« hauchte ich.
»Sie sind ebenfalls gefangen.«
»Ich kenne einen von ihnen. Er ist mein bester Freund. Und die einzige Frau, die an den Pfahl gebunden ist, kenne ich ebenfalls.«
»Kommen Sie auch aus dieser Zeit?«
»Natürlich.«
Ich redete ohne Emotionen, antwortete automatisch, während ich meine Blicke nicht von den Gefangenen lösen konnte, die vom Schein der Flammen aus der Dunkelheit gerissen wurden.
Suko!
Mein Gott, ich konnte es nicht fassen. Er stand da, schaute mich an, und ich fragte mich, ob er mich überhaupt erkannt hatte. Auch die anderen Gefangenen hatten ihre Blicke in unsere Richtung gedreht. Ich erkannte dies an der Haltung ihrer Köpfe.
Claudia Darwood ebenfalls. Was mußte die Frau hinter sich haben! Sie hielt sich tapfer. Kein Laut der Klage drang über ihre Lippen. Ein Teil ihrer Kleidung war zerrissen, die Haare zerwühlt.
Die anderen fünf Männer trugen Uniformen. Das mußten Marine-Soldaten sein. Wie das nun alles zusammen hing, war mir unbekannt, ich würde es noch erfahren.
Nichts deutete darauf hin, daß mich Suko erkannt hatte. Deshalb wollte ich ihn auf mich aufmerksam machen, öffnete den Mund und stieß einen gellenden Schrei aus.
Suko kannte den Schrei. Wenn er ihn hörte, mußte er Bescheid wissen.
Ich beobachtete Suko genau und sah, daß sich seine Haltung veränderte.
Trotz der Fesseln wurde sie noch gespannter und gleichzeitig auch lauernd.
Er hatte verstanden!
Die Bewacher ebenfalls. Sie regten sich auf. Gegen die Rüstung dröhnten Schläge, und aus der Dunkelheit des übrigen Hofes lösten sich weitere Soldaten.
Sie brauchten keine Angst zu haben. Noch war ich ruhig. Der Zeitpunkt zum Eingreifen würde kommen! Zunächst einmal mußte ich die Lage sondieren, außerdem drohte Suko und den anderen Gefangenen momentan keine Gefahr.
Ich konnte also alles an mich herankommen lassen.
Judith und ich wurden vorgestoßen. Die Schläge in den Rücken zeigten die Richtung genau an. Der Weg führte nicht zu den Gefangenen, sondern auf Baals Blutaltar zu, wo wir dem Götzen

geopfert werden sollten. Sterben im alten Babylon. Für den Geisterjäger John Sinclair eigentlich ein würdiger Tod, wenn ich näher darüber nachdachte.

Denn welcher Mensch aus der Zukunft starb schon in der Vergangenheit?

Nur hatte ich kein Interesse daran, in einer biblischen Vergangenheit mein Leben auszuhauchen. Ich wollte dem verfluchten Götzen ein Schnippchen schlagen und hoffte stark, daß mir dies auch gelang.

Wir mußten vorgehen. Dabei gerieten wir nicht näher an die Gefangenen heran. Ich würdigte sie auch keines Blickes mehr und hoffte nur, daß Suko verstanden hatte.

»Willst du die Gefangenen befreien?« Judith hatte die Frage leise gestellt. Sie war im Geräusch der Schritte kaum zu hören gewesen.

»Natürlich.«

»Es wird unmöglich sein.«

»Vielleicht schaffst du es!«

Meine Worte hatten sie so überrascht, daß sie regelrecht erschrak.

»Wie könnte ich das schaffen?«

»Mit dem Schwert!«

»Aber…«

»Es wird sich bestimmt alles ergeben«, unterbrach ich sie leise. »Die Aufmerksamkeit der anderen konzentrierte sich auf mich. Du bist eine Frau, Judith. Man wird dir nicht allzuviel zutrauen. Und das kann unsere Chance sein. Tu auf jeden Fall, was ich dir sage.«

»Aber ich werde in dieser Nacht sterben. So hat es der Prophet vorausgesagt.«

Verdammt, das hatte ich vergessen. Tief holte ich Luft, schmeckte den in der Luft liegenden Staub und ballte die Hände. Ja, sie hatte recht.

Möglicherweise konnte sie es wirklich nicht schaffen, doch daran wollte ich jetzt nicht denken, ich mußte handeln, wie es die Lage ergab, zudem hatten wir die Hälfte der Strecke vom Tor bis zum Blutaltar bereits hinter uns gelassen.

Es wurde spannend.

Oder tödlich…

Und ich sah ihn.

Bisher hatte er sich im Hintergrund gehalten. Plötzlich bekamen die Flammen, die sonst klar aus den hohen Tonkrügen loderten, einen anderen Glanz. Zudem wurden sie von Nebelwolken durchwallt, und dies war ein Zeichen für ihn.

Okastra kam!

Ich schluckte, als ich die Gestalt besser erkannte. Sie schien nur aus Nebel zu bestehen, bis auf die leuchtenden Augen. Die Gestalt innerhalb der Wolke war nur schwach zu sehen.

Okastra erwartete uns. Ich war nicht einmal überrascht. Dafür vernahm ich den leisen Ruf meiner Begleiterin. Wahrscheinlich sah sie den Dämon zum erstenmal.

»Wer ist das?« hauchte sie.

Ich sagte den Namen.

»Nie gehört«, flüsterte sie. »Was hat dieser Okastra mit uns zu tun?«

»Er ist Baals Diener. Die Magie des Götzen hat ihn erweckt, und mit ihm hat fast alles begonnen.«

Ich drückte mir die Daumen, daß er mich nicht erkannte, und sah aus der Dunkelheit noch mehr Soldaten herbeikommen, die uns einkreisten.

Anscheinend hatte man Angst, daß doch nicht alles so glatt über die Bühne laufen würde.

Mal abwarten.

Befehle brauchte man uns nicht zu geben. Wir wußten auch so, wo wir hinzugehen hatten. Der Blutaltar wartete.

Es waren noch wenige Schritte bis zu unserem Ziel. Ich spürte, wie Judith zitterte. Schweiß bedeckte ihre Hand. Als ich einen Blick zur Seite warf, sah ich ihre Lippen, die sich bewegten. In ihren Augen brannte es.

»Ich fühle den Tod!« flüsterte sie, während mir bei ihren Worten eine Gänsehaut den Rücken hinabrann.

»Noch ist es nicht soweit.«

»Doch, ich kann ihm nicht entrinnen.«

Es war nicht gut, Gedanken auf ein Ereignis zu konzentrieren, das noch nicht stattgefunden hatte. Wenn ich schon nachdachte, dann mußten sich meine Gedanken um die akuten Probleme drehen.

Noch hatte ich Glück, denn ich war als John Sinclair nicht erkannt worden. Auch nicht von Okastra, der sich wieder ein wenig zurückgezogen hatte. Und das wunderte mich. Ihn konnte man doch nicht so leicht bluffen. Vielleicht wußte er Bescheid und sagte nur nichts, damit die Überraschung später um so größer war.

Zuzutrauen war ihm alles.

Die babylonischen Soldaten umringten uns. Es waren in der Regel kleine, gedrungene Kerle. Mit Schwertern bewaffnet. Einige von ihnen trugen auch Lanzen. Nur bei wenigen steckten zusätzlich noch Streitäxte in den Gürteln.

Wir gingen weiter auf den Blutaltar zu. Ich sah die große Platte, über die ein verzerrtes Muster aus Schatten tanzte. Dazwischen und direkt auf der Platte erkannte ich dunkle Flecken. Wahrscheinlich war es das Blut der getöteten Menschen. Man hatte es nicht weggewischt, und es war eingetrocknet.

Vor dem Altar mußten wir stehenbleiben.

Sekundenlang ließ man uns in Ruhe. So hatte ich Zeit, die

Atmosphäre in mir aufzunehmen.
Ich mußte ehrlich zugeben, daß mir nicht eben wohl in meiner Haut war. Auf dem Hof herrschte eine seltsame Ruhe.
Ich wurde unwillkürlich an eine Filmszene erinnert.
Wieder dachte ich an meinen Dolch, der sich noch immer in Besitz des Götzen Baal befand. Ich hätte Hesekiel danach fragen sollen, aber es war einfach alles zu schnell gegangen. Zudem eilte die Zeit.
Befehle erklangen. Rauhe Stimmen schrien diese Worte und unterstrichen sie mit Gesten und Taten.
Ich fühlte Hände an meinem Körper, wurde angehoben und kletterte freiwillig auf den Altar, denn jetzt mußten die Bewacher merken, daß etwas nicht stimmte, daß sie bei der Hilfestellung auch meine Kleidung berührt hatten.
Sie reagierten nicht. Dafür sah ich über meinem Körper die Schwerter schweben. Es waren blanke Klingen, auf dessen Metall sich der Widerschein des Feuers brach.
Trotz meiner Rüstung fühlte ich mich hilflos und bekam auch Angst.
Neben mir legte sich Judith hin. Auch über ihrem Kopf schwebte ein Schwert. Es wurde von einem Soldaten gehalten, der sich weit vorgebeugt hatte und grinste. Der Schein des Feuers ließ seine Züge zu einer Grimasse werden.
Ihm war anzusehen, daß er am liebsten schon zugeschlagen hätte, doch er mußte erst den Befehl abwarten, falls man es ihm überhaupt erlaubte, mich oder uns zu töten.
Wir lagen auf dem Rücken. Dabei dicht nebeneinander, so daß wir uns gegenseitig spürten und wärmten.
Und so blieben wir liegen, schauten in die Höhe, sahen einen nachtschwarzen Himmel und die tanzenden Zungen des Feuers. Ich trug noch mein Schwert an der Seite und hatte eine Hand auf den Griff gelegt. Wenn sich die Soldaten auf mich stürzten, würde ich zu kämpfen versuchen.
Ich dachte auch an Suko, Claudia Darwood und die anderen Gefangenen.
Himmel, wie mochte es in ihnen aussehen? Vor allen Dingen bei Suko, der jetzt wissen mußte, daß nicht irgendein Gefangener auf dem Altar lag, sondern John Sinclair, sein bester Freund.
Zeit verstrich.
Noch umstanden die Soldaten den Blutaltar und taten nichts. Sie hielten nur Wache. Wenn wir uns falsch bewegten, würden sie eingreifen, deshalb blieb ich still liegen, auch Judith an meiner linken Seite rührte sich nicht.
Ich hörte nur ihren Atem.
Die Flammen verbreiteten einen scharfen Geruch. Man konnte ihn schon mit dem Wort Gestank umschreiben. Wahrscheinlich verbrannte

innerhalb der Krüge Öl, das diesen Geruch mit abgab.

Es war soweit.

Zwar sah ich Okastra nicht, aber er mußte eingegriffen haben, denn die Soldaten traten zurück. Wir vernahmen ihre Schritte und sahen sie verschwinden wie Schatten in der Dunkelheit.

Dafür näherte er sich.

Zunächst sah ich nur den Nebel. Er wallte vor und erreichte auch die Platte des Blutaltars. Wolken krochen über den Rand hinweg und schwebten lautlos auf uns zu.

Ich hatte das Visier nicht völlig hochgeklappt. Nur so weit, daß ich auch sehen konnte, und in meiner linken, geschlossenen Hand hielt ich einen bestimmten Gegenstand, von dem Okastra hoffentlich nichts ahnte.

In den nächsten Sekunden würde sich entscheiden, ob er den Bluff schluckte oder nicht.

Überlaut schlug mein Herz. Ich hörte die Frau an meiner Seite schwer atmen. Sie zitterte, das merkte ich sehr deutlich, denn dieses Zittern übertrug sich auf mich, wenn wir uns berührten.

Er stand vor der Platte.

Unheimlich anzusehen, als er von den blauen Nebelschwaden umflort wurde.

Und nur seine roten Augen glühten in einem fanatischen Feuer.

Sie waren auf uns gerichtet, wobei ich das Gefühl hatte, daß sie besonders mich anstarrten.

In den folgenden Sekunden mußte es sich entscheiden. Schluckte er den Bluff?

Aus meiner Perspektive schaute ich parallel und dicht über der Altarplatte entlang, so daß ich auch den Rand sehen konnte. Dort erschien etwas. Es glitt ebenso langsam darüber wie der Nebel. Aber es war kein Nebel sondern etwas Blankes, Spitzes.

Eine Schwertklinge!

Ich hielt den Atem an. Meine Lippen zitterten dabei. Auf der linken Handfläche spürte ich ebenso den Schweiß wie auf der rechten, die ich um den Griff des Schwerts gelegt hatte.

Mit dieser Waffe wollte ich vorerst nicht kämpfen. Sie blieb als letzte Möglichkeit.

Und das Schwert kroch näher. Plötzlich erschien ein Arm aus dem Nebel. Ein dunkler Stumpf, möglicherweise braun in seiner Farbe, so genau war das nicht auszumachen.

Ich sah die dunkle Seite des Schwerts auf mich gerichtet. Mir fiel wieder ein, was man mir gesagt hatte.

Wurde ich von der dunkleren getroffen, so löste ich mich in einen Nebelstreif auf. Die andere machte mich zum Skelett. Beides war gleich schlimm.

Auch Judith hatte gesehen, was geschah. Es blieb bei ihr nicht ohne Reaktion. Ich spürte ihre Angst.

»Bleib ruhig!« hauchte ich. Okastra redete nicht. Sein Angriff lief in einer gespenstischen Lautlosigkeit ab. Arm und Schwert wurden länger und länger und schwebten gleichzeitig in die Höhe, als wollte er sich den allerbesten Schlagwinkel aussuchen.

Auch mich hielt die Spannung gepackt. Ich war dabei, alles auf eine Karte zu setzen, wartete noch und griff erst dann ein, als das Schwert mit der Breitseite über unsere Körper schwebte.

Wahrscheinlich wollte Okastra mit einem Schlag beide töten.

Einfach alles klarmachen.

Er sollte sich geirrt haben.

Meine rechte Hand löste ich vom Schwertgriff. Ich hob sie hoch und klappte das Sichtvisier des Helms zurück.

Jetzt mußte er mich erkennen.

Für eine kaum zu fassende Zeitspanne erstarrte er in der Bewegung. Er war wirklich überrascht, und der nächste Schock würde folgen, dafür wollte ich sorgen.

Gedankenschnell bewegte ich den linken Arm. Bevor Okastra zu einer Gegenreaktion kam und das Schwert auf uns niedersausen lassen konnte, geschah es.

Das Kreuz rutschte aus meiner sich öffnenden Faust und blieb auf der Rüstung liegen…

***

Suko wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte, weil alles so unnatürlich und unfaßbar war. Er hatte den Schrei vernommen und die Stimme genau identifiziert.

Sie gehörte John Sinclair!

Scharf atmete er die Luft ein, dabei stöhnte er sogar noch auf und hörte die Frage des Ersten Offiziers.

»Was haben Sie?«

»Eigentlich ist es ein Wunder«, flüsterte Suko, »aber ich habe mir abgewöhnt, daran zu glauben.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Sehen Sie den Mann und die Frau, die aus der Baracke geführt werden?«

»Natürlich.«

»Den Mann kenne ich.«

Winter gab ein Geräusch von sich, das wahrscheinlich ein Lachen, zumindest aber ein Laut der Überraschung sein sollte. Es war ein hoher, kichernder Ton, und er stellte die nächste Frage in allem Ernst. »Sind Sie schon so durchgedreht, Inspektor, daß Sie bereits Dinge sehen, die nur in Ihrer Einbildung existieren?«

»Es ist keine Einbildung, sondern eine Tatsache.«

»Aber wie sollte der Mann hierhergekommen sein. Außerdem trägt er eine Rüstung und sieht aus wie ein Krieger aus dieser Zeit. Sie müssen sich geirrt haben.«

Suko schaute zu dem Mann, von dem er überzeugt war, daß es sich um John Sinclair handelte. »Nein«, murmelte er. »Das ist der Geisterjäger, ich habe ihn gehört.«

»Wieso?«

»Der Schrei!«

»Den kann jeder ausgestoßen haben«, sagte Winter.

»Aber nicht so. Wir kennen uns lange genug. John Sinclair ist hier, und damit steigen auch unsere Chancen wieder. Und zwar in beträchtlichem Maße.«

»Ich kann das nicht glauben.«

Kapitän Seymour Glenn hatte Teile des Dialogs verstanden. »Um was geht es eigentlich?« fragte er aggressiv. »Sie sprechen hier von einer Rettung, einem Mann und…«

»Warten Sie es ab!« erwiderte Suko. Diesmal hatte er lauter gesprochen, und er verfolgte mit seinen Blicken das Paar. Sie wurden zum Blutaltar geführt und ließen widerstandslos mit sich geschehen.

Das wunderte Suko.

Er konnte es nicht recht fassen. John reagierte normalerweise anders, weshalb ließ er sich in diesem Fall abführen wie ein Gefangener?

Das war die Frage, auf die Suko sich selbst eine optimistische Antwort gab.

Erstens war der Geisterjäger bei dieser Bewachung nicht lebensmüde, und zweitens hielt er sicherlich noch einen Trumpf in der Hinterhand.

John würde nicht aufgeben.

Und so schritten er und die Frau auf den Altar zu. Suko hatte die weibliche Person an der Seite des Geisterjägers noch nie gesehen.

Der Kleidung nach zu urteilen, mußte sie zu den Gefangenen gehören. Sie ging gebeugt und hatte den Kopf nach vorn gedrückt.

Als reine Verzweiflung wollte der Inspektor seinen Zustand nicht bezeichnen, nur glaubte er kaum, daß er die Fesseln aus eigener Kraft lösen konnte.

Dabei hatte er schon alles versucht. Die Hände und die Füße im Rahmen der ihm gebliebenen Möglichkeiten bewegt, aber keinen Erfolg erzielt, denn die Fesseln saßen zu fest. Zudem schienen sie tatsächlich aus einem Material zu bestehen, das sich im Laufe der Zeit noch enger zusammenzog und dabei fast wie Draht wirkte, der tief in das dünne Fleisch der Gelenke einschnitt.

Hielt er die Hände ruhig, so spürte er die Schmerzen kaum. Bewegte er sie jedoch, zuckten die Wellen auch durch die tauben Stellen an den Gelenken.

Suko konzentrierte sich wieder auf die Vorgänge im Innenhof. Er starrte zum Altar hinüber, der im zuckenden Schein des gelbroten Feuers lag. Die beiden Gefangenen mußten auf die Platte klettern und sich hinlegen. Wenig später traten die Soldaten zur Seite.

Dafür kam Okastra!

Als Suko die von Nebelschwaden umwallte Gestalt sah, vereiste etwas in ihm. Den anderen erging es ähnlich. Ihre Kommentare reichten von wilden Flüchen bis zum Vorsatz des Umbringens.

Das würde ihnen wohl kaum gelingen. Da blieb der Wunsch der Vater des Gedankens.

John und die Frau hatten sich auf den Rücken gelegt. Sie gaben sich praktisch wehrlos, und Okastra trat bis dicht an den Altar heran, so daß die Nebel über die Platte wallten.

Sein Schwert erschien.

Suko hielt den Atem an. Er konnte die Klinge mit den beiden verschiedenen Seiten deshalb so gut erkennen, weil sie aus dem Nebel auftauchte und der Widerschein des Feuers auf sie fiel.

Okastra hielt die mörderische Waffe nur mit einer Hand. Er war sich seiner Sache sicher.

Und John tat nichts.

Er lag auf dem Blutaltar ebenso stumm wie die Frau. Nicht einmal die Hand hob er zur Abwehr.

Wie ein Selbstmörder…

Sukos Lippen bewegten sich, ohne daß ein Laut aus seinem Mund drang. Er faßte es nicht, daß sich der Geister-Jäger nicht wehrte.

Oder konnte er es nicht?

»Ihr Freund wird geköpft!« Suko hörte die Stimme des Ersten Offiziers und mußte zugeben, daß Winter gar nicht mal so unrecht hatte.

Wenn er noch länger zögerte, ging der Kelch an ihm vorbei.

Da bewegte sich John Sinclair.

Der gefesselte Chinese konnte nicht genau erkennen, was er tat, aber Okastra schlug *nicht* zu.

Die Spannung erreichte den Siedepunkt!

***

Das Kreuz lag auf der Rüstung!

Silber auf goldenem Untergrund, und es hob sich deutlich ab. So deutlich, daß auch Okastra es nicht übersehen konnte.

Er sah das Kreuz. Den rechten Arm, der nicht mehr als ein brauner, aus dem Nebel ragender Stumpf war, blieb in der Luft hängen, denn er schaffte es einfach nicht, sein Schwert mit den beiden gefährlichen Schneiden nach unten zu schlagen.

Mein Kreuz hatte Okastra paralysiert!

Ich hatte auf diese Waffe gesetzt und damit voll ins Schwarze getroffen. Sie bannte den Sarazenen, und plötzlich durchflutete mich wieder Hoffnung, denn mein Plan klappte.

Bis jetzt jedenfalls.

Alles weitere lag nicht mehr allein in meiner Hand, sondern auch in der meiner Begleiterin. Ich hatte ihr gesagt, daß sie auch mitkämpfen mußte, jetzt war der Zeitpunkt gekommen.

»Judith!« flüsterte ich scharf. »Hörst du mich?«

»Ja…«

»Nimm mein Schwert!«

»Aber ich…« Sie atmete tief, zudem ließ ich sie nicht weitersprechen, sondern drängte auf eine Entscheidung. »Du mußt es nehmen und zu den Gefangenen laufen. Es ist unsere einzige Chance. Noch ist Okastra gebannt, ich werde die Gunst der Minute nutzen. Bitte, Judith …« Zuletzt hatte meine Stimme sehr drängend geklungen, und die Frau verstand.

Sie bewegte sich, kam auf die Knie und sah erst das Kreuz.

Ihr Gesicht befand sich in meiner Nähe. Ich erkannte das Erschrecken darin, während sie flüsterte: »Aber das ist doch das Kreuz Hesekiels…«

»Natürlich ist es das!« Während dieser Worte hatte ich schon das Schwert aus der Scheide gezogen, bewegte den Arm über meinen Körper und drückte Judith den Griff in die Hand.

Es war eine merkwürdig aussehende, kurze Waffe mit einer ziemlich breiten Klinge. Dennoch wirkte sie regelrecht monströs in der wie zerbrechlich aussehenden Hand der Frau.

»Alles Gute wünsche ich ihr!«

Judith rollte sich von der Platte des Baalschen Blutaltars. Ob sie gut und sicher aufkam, konnte ich nicht sehen, ich hatte andere Sorgen.

Zum Glück war Okastra noch immer durch den Anblick des Kreuzes gebannt. Er schien eingefroren zu sein, selbst die Nebelschwaden bewegten sich nicht mehr.

Während ich die Schritte der davoneilenden Judith vernahm, würde ich aktiv und richtete mich langsam auf.

Das Kreuz behielt ich dabei in der rechten Hand und zwar so, daß es sich im schrägen Blickwinkel der glühenden Augen befand.

Okastra mußte die Magie spüren. Vielleicht vernichtete sie ihn auch oder schwächte ihn.

Wir würden sehen.

»So, Dämon!« flüsterte ich, »jetzt bin ich an der Reihe…«

***

Noch nie in ihrem Leben hatte Judith eine so starke Angst verspürt, wie in diesen Augenblicken, als sie sich über die Kante der Altarplatte rollte, auf den Boden prallte, Mühe hatte, sich zu fangen und ein paar

Schritte vortaumelte.

Der Sohn des Lichts hatte ihr die Waffe überlassen, und das befremdete sie ein wenig.

Judith war eine Frau des Friedens, des Ausgleichs. Sie hatte es stets abgelehnt, mit Waffen zu kämpfen. Sie verließ sich auf Worte, auf die Einsichtigkeit der Menschen, obwohl sie in eine so schwierige Lage geraten war.

Weder das eine noch das andere hatte ihr geholfen. Jetzt mußte sie sich auf das Schwert verlassen.

In der rechten Hand trug sie es. Die Klinge wies nach unten. Sie schleifte über den Boden und zog eine zittrige Spur in den Lehm.

Judith wußte genau, daß sie sich nicht allein auf dem Hof befand, zahlreiche Soldaten lauerten in der Nähe, und sie würden eingreifen, wenn sie erst einmal ihre Überraschung überwunden oder einen entsprechenden Befehl bekommen hatten.

Die Zeit aber wollte Judith nutzen.

Sie war schnell. Geduckt hastete sie voran und lief quer auf die Stelle zu, wo die Gefangenen an die Pfähle gebunden waren. Sie hatte ihre Aufgabe nicht vergessen.

Die Klinge des Schwerts sollte die Fesseln durchtrennen, damit sie in den großen Kampf gegen die Mächte der Hölle eingreifen konnten.

Sie hatte die Strecke vom Altar bis zu den Pfählen der Marter und Qualen nie gemessen, obwohl Judith sie schon des öfteren gegangen war. Noch nie war ihr der Weg so lang vorgekommen, wie in dieser vom zuckenden Feuerschein erhellten Blutnacht.

Obwohl sie rannte, hatte sie das Gefühl, kaum von der Stelle zu kommen. Die Beine bewegten sich automatisch, während sich ihre Gedanken um die Befreiung der Männer drehten und auch um das Schicksal, das ihr prophezeit worden war.

Sie sollte in dieser Nacht noch sterben.

Als Tribut für die anderen. Vielleicht als Blutzoll. Aber konnte es ihr gelingen, die gefangenen Menschen noch zu retten?

Judith bemühte sich. Je weiter sie lief, um so deutlicher schälten sich die Pfähle mit den Gefangenen hervor. Und sie hatte auch nicht vergessen, daß sich der Freund ihres Partners unter den Menschen befand.

Von ihr aus gesehen stand er ganz rechts. Er bildete praktisch die eine Grenze, während Claudia die linke Seite markierte. Judith änderte die Richtung ein wenig. Jetzt steuerte sie den Pfahl mit den Gefesselten auf direktem Wege an.

Bisher war alles glatt gegangen, doch plötzlich erholten sich die anwesenden Soldaten von ihrer Überraschung. Erste Schreie gellten durch den Innenhof. Aus dem Hintergrund näherte sich ein Schatten. Er kam von der rechten Seite, und Judith erkannte mit Schrecken, daß

es dieser Mann auf sie abgesehen hatte.
Dennoch lief sie noch einige Schritte und hörte gleichzeitig die Warnung des Chinesen.
»Paß auf!«
Judith stoppte mitten im Lauf. Sie rutschte dabei nach vorn, aber sie fuhr auch herum und riß noch in der Bewegung ihr Schwert in die Höhe, wobei sie gleichzeitig zustach.
Damit hatte der Soldat nicht gerechnet. Zwar war auch er bewaffnet, nur war es ihm nicht mehr gelungen, die schwere Streitaxt einzusetzen.
Die Klinge riß seine Brust auf.
Judith sah das Blut, ihr wurde bewußt, daß sie sich dafür verantwortlich zeigte. Mit weichen Knien wankte sie zurück. Die Augen füllten sich mit Tränen. Noch nie in ihrem Leben hatte sie getötet, jetzt war es passiert, und das konnte sie kaum verkraften.
Der Krieger sank zusammen. Er hatte die Hände noch gegen die Brust gepreßt, ohne jedoch den Tod aufhalten zu können.
Der Mann starb mit einem Röcheln auf den Lippen. Judith stand auf der Stelle, wie vom Blitz getroffen. Sie schüttelte den Kopf, als könnte sie alles nicht begreifen, und drehte sich um. Sie war wie in Trance.
Schon hörte sie Sukos Ruf.
»Komm her!«
Da handelte sie. Bevor andere Soldaten kamen, mußte sie etwas unternommen haben.
Es war nicht mehr weit bis zu den Gefangenen. Als sie dicht vor Suko ihre Schritte stoppte, sah sie in das verzerrte, schweißbedeckte Gesicht des Inspektors. Die Anstrengungen und Strapazen standen darin wie festgeschrieben. In den Augen des Mannes lag ein seltsamer Ausdruck.
Eine Mischung aus Fieber und Kampfeswillen.
Judith erkannte, daß sie hier eine besondere Person vor sich hatte.
Einen Mann, der nicht so leicht aufgab und der stets nach einer Chance suchte.
So wie jetzt!
Die Frau mußte um den Pfahl herum, denn die Hände waren den Gefangenen an der Rückseite zusammengebunden worden. Nur hier konnte sie Stricke kappen.
Ihre Arme zitterten. Noch immer stand sie unter dem Schock, und ihr war klar, daß die Befreiung nicht ohne Schwierigkeiten ablaufen würde.
Zudem kamen andere Soldaten.
Wie eine Geisterarmee tauchten sie aus der Dunkelheit auf. Suko zitterte und betete, daß sie keine Bögen und Pfeile trugen und ihn abschossen wie einen Hasen.
Den Schmerz spürte Suko kaum in seinen tauben Händen, aber er

sah, daß Blut aus der Wunde rann. Einen Vorwurf konnte er Judith nicht machen.

Sie hatte im Eifer des Gefechts mit der Schwertspitze neben den Fesseln auch noch die Hände erwischt.

Aber sie waren frei.

Als Suko das bemerkte, hatte sich die Frau bereits hingekniet und schnitt an den Fußfesseln herum. Auch hier traf sie die Knöchel, das spielte keine Rolle mehr. Judith hatte ihre Aufgabe erledigt. Suko war frei – und brach zusammen.

Er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Der Blutstau war zu stark gewesen. Er ärgerte sich, daß er fast wie im Zeitlupentempo nach vorn sank und auf die Knie fiel.

»Mensch, Inspektor, reißen Sie sich zusammen.« Winter hatte gut reden, denn Suko war total erschöpft.

Er brauchte die Pause.

Dann waren die Soldaten da.

Vier zählte der Chinese, als er den Kopf drehte und zur linken Seite schaute.

Die konnte die Frau nicht schaffen, und er war viel zu schwach, um eingreifen zu können. Suko gelang es nur mühsam, sich auf die Seite zu wälzen, dann hob er einen Arm, winkelte ihn an und schob die Hand mühsam unter die Jacke. Er wollte an die Beretta heran.

Die Dämonenpeitsche zu ziehen, war ihm nicht möglich.

Er hörte die Schreie der Männer und sah, wie sich Judith zum Kampf stellte.

Die Klinge war zu schwer für sie. Es bereitete ihr Mühe, den Arm in halber Höhe zu halten.

Die Auseinandersetzung spielte sich hinter den Pfählen ab. Im Raum zwischen Mauer und den Gefesselten.

Winter und die anderen konnten nicht erkennen, was geschah, aber der Erste Offizier und auch zwei seiner Kameraden feuerten Suko an.

»Mensch, Junge, stell dich! Komm hoch…«

Suko hatte es schwer.

Er kam zu spät.

Die vier Soldaten hatten die tapfere Frau bereits erreicht. Bevor sie zuschlugen, fächerten sie auseinander, so daß sie Judith in die Zange nehmen konnten.

Sie hatte es besser gemacht und hielt den Griff der Waffe jetzt mit beiden Händen fest. So gelang es ihr, das Schwert in die Höhe zu stemmen, um auch Schläge führen zu können.

Zwei Soldaten griffen sie von vorn an, die anderen beiden waren in ihren Rücken gelangt, und sie besaßen die verdammten Streitäxte.

Mit dem Mut einer verzweifelten, zu allem entschlossenen Frau stürmte Judith vor. Sie warf sich den Kriegern entgegen, schwang ihr

Schwert von einer Seite zur anderen, und es gelang ihr tatsächlich, die ersten beiden Stöße zu parieren.

Das helle Klingen der Waffen schallte durch die Nacht. Es erreichte auch Sukos Ohren, dem es mittlerweile gelungen war, die Beretta aus der Halfter zu ziehen.

Dennoch bereitete es ihm große Mühe, die Pistole zu halten. Sie war einfach zu schwer und seine Hand zu schwach. Immer wieder sank die Mündung nach unten und deutete zu Boden.

Durch das letzte Parieren beflügelt, griff Judith selbst an. Sie tat es ohne jegliche Kenntnisse irgendwelcher Kampftechniken und ging voll in die Krieger hinein.

Zwei Schneiden klirrten gegeneinander, Funken stoben auf, Judith spürte einen reißenden Schmerz an der Hüfte, als es sie dort erwischte, und sie war gleichzeitig dem Tod nahe, denn hinter ihr hatte sich der Babylonier mit der Streitaxt in der rechten Hand hoch aufgerichtet.

Er war ein finsterer Mensch. Wild, verwegen, vollbärtig und blutrünstig.

Die Axt fuhr nach unten, aber nicht der Schuß.

Suko hatte es endlich geschafft, die Beretta in die Richtung der Kämpfenden zu drehen und kurzerhand abgedrückt. Die rechte Hand hatte er dabei mit der linken unterstützt, um wenigstens eine gewisse Chance der Treffsicherheit zu haben.

Den Krieger mit der Streitaxt erwischte es. Er sprang in die Höhe, riß seine Waffe mit, und Suko sah das Blut von der Klinge tropfen.

Da wußte er Bescheid.

Er hatte der Frau nicht mehr helfen können und nur die Gewißheit, den Mörder in den Tod geschickt zu haben.

Der Mann taumelte zurück, hielt sich noch für einige Schritte auf den Beinen, bevor er zusammenbrach und liegenblieb. Vielleicht zwei Armlängen von der schwarzhaarigen Frau entfernt.

Suko kroch auf sie zu. In den Augen des Inspektors schimmerten Tränen. Er wußte, daß es seine Lebensretterin nicht überstanden hatte.

Ihr vorhergesagtes Schicksal erfüllte sich in diesem Innenhof.

Die drei restlichen Krieger hatten den Schuß gehört und waren völlig geschockt.

Sie kannten weder Gewehre, Kanonen, Revolver noch irgendwelche Geschütze. Für sie gab es nur die Hieb- und Stichwaffen.

Deshalb hielten sie Sukos Pistole auch für eine Zauberwaffe und verschwanden laut schreiend.

Der Chinese stemmte sich auf die Füße. Er mußte sich am Pfahl abstützen, weil ihn seine Füße nicht mehr tragen wollten. Mühsam schleppte er sich zu seiner Lebensretterin, fiel hin und sah in das

leichenblasse Gesicht der Frau, die auf dem Rücken lag.

Sie war noch nicht tot. Unter ihren langen, schwarzen Haaren breitete sich allmählich eine Blutlache aus. Mit zitternder Hand strich Suko über ihre rechte Wange. Er sah das Zucken der Lippen und merkte, daß die Sterbende noch etwas sagen wollte. Das tat sie auch.

Ihre Worte waren nur mehr ein Hauch. Sie schien dabei schon in einer anderen Welt zu sein, denn sie flüsterte einen Namen, der sich anhörte wie Gideon…

»Danke«, sagte Suko, »Danke, daß du…«

»Das Schicksal ist erfüllt!« Die immer schwächer werdende Stimme unterbrach den Inspektor.

Dann war die Frau tot.

Suko stand auf. Schmerzen in Fuß- und Handgelenken spürte er.

Zudem blutete er an diesen Stellen, was ihn nicht davon anhielt, die Fesseln der anderen zu lösen.

Das tat Suko mit dem Taschenmesser.

Zuerst kam Claudia an die Reihe. Sie klammerte sich am Pfahl fest, und als Suko den letzten befreit hatte, konnte er sich endlich seinem Freund John Sinclair zuwenden.

Er torkelte ein paar Schritte vor und sah, wie die Erde im Hof aufbrach.

Gleichzeitig gellte aus zahlreichen Soldatenkehlen der Babylonier ein einziger Schrei.

»Baal!«

***

Einmal hatte ich Okastra mit dem Dolch angegriffen. Damals war die Attacke ins Leere gegangen. Das sollte mir nicht noch einmal passieren, deshalb war ich jetzt vorsichtiger, als ich mich in eine sitzende Stellung erhob.

Mein Arm schien in der vorgestreckten Haltung eingefroren zu sein.

Er zitterte zwar, aber er fiel nicht nach unten. Ich riß mich zusammen und mußte die nächsten harten Sekunden noch durchstehen.

Der unheimliche Sarazene rührte sich nicht. Beim Aufrichten mußte ich unter die Klinge seines Schwerts hinwegtauchen, was bei mir eine Gänsehaut erzeugte, aber das Schwert blieb in der Haltung.

Nichts änderte sich. Der Schock lähmte den Dämon.

Ich saß, drehte mich und kniete mich jetzt hin. So nahe vor ihm, daß ich ihn mit der ausgestreckten Hand hätte anfassen können.

»Okastra«, flüsterte ich. »Du und deine Monsterspinnen haben genug Unheil gebracht, das ist nun vorbei. Ich werde dich vernichten! Dieses Kreuz bannt dich. Du wirst dich nicht rühren können. Was ein weiser Prophet in der Gefangenschaft eines grausamen Volkes geschmiedet

hat, konnten auch die langen Jahrhunderte und die immer stärker werdende Macht des Bösen nicht zerstören. Das wirst du jetzt am eigenen Leibe verspüren.«

Ich spürte eine Sicherheit wie selten. In dieser Zeit, in dieser fernen Vergangenheit, da reagierte Okastra auf mein Kreuz. In der Gegenwart hatte es ihm nichts ausgemacht, hier sah es anders aus. Es herrschte Baals Magie, aber die Kraft des Kreuzes war stärker.

Es war ein seltsames Gefühl für mich, Okastra auf eine gewisse Art und Weise wehrlos vor mir stehen zu sehen. Ich drückte meinen Kopf unter der Schwertklinge hinweg zum Außenrand der Altarplatte, während ich im Hintergrund das Klirren der Waffen und Stimmen sowie lautes Schreien vernahm.

Endlich stand ich.

Den Arm mit dem Kreuz hatte ich stets demonstrativ gezeigt, damit mein wertvoller Talisman nie aus dem Blickwinkel des Gegners geriet.

Neben dem Altar blieb ich stehen.

Okastra rührte sich nicht. Auch nicht, als ich gedankenschnell das Kreuz in die linke Hand wechselte, um freie Bahn für die rechte zu haben, denn ich hatte mir etwas ausgedacht.

Aus dem Nebel schaute der Arm. Er besaß eine Hand, deren Finger um den Schwertgriff geklammert waren.

Ein Teil des Griffs ragte aus der bräunlich schimmernden Faust.

Dort packte ich zu.

Mit einem gewaltigen Ruck riß ich dem anderen das Schwert aus der Hand und fühlte in diesen Augenblicken einen unbeschreiblichen Triumph. Was mir in der Gegenwart nicht gelungen war, konnte ich vielleicht in der Vergangenheit schaffen.

Ich hielt die Klinge fest und überlegte, mit welcher Seite ich zuschlagen sollte.

Ich entschied mich für die helle, denn ich wollte nicht, das Okastra zu einem Nebelstreif wurde und irgendwann wiederkehrte.

Es wurde ein wuchtiger Schlag, von oben nach unten geführt, und er hätte den Dämon teilen sollen.

Bevor die Klinge ihn erwischte, hörte ich das Klirren, als wäre sie gegen Stein geschlagen. Aber es war der Nebel!

Er hatte sich verfestigt und schützte den Dämon wie ein warmer Mantel.

Noch einmal schlug ich zu.

Und diesmal setzte ich gleichzeitig mein Kreuz ein. Ich preßte es gegen den hart gewordenen Nebel – und hatte Erfolg.

Das Schwert kam durch!

Nicht einmal ein Splittern oder Krachen vernahm ich. Es schien kein Widerstand vorhanden zu sein, und ich sah, wie Okastra getroffen wurde. Die Szene erinnerte mich an den großen Kampf gegen Xorron.

Ihn hatte ich auch mit einem Schwert erledigt.
Ebenso erging es Okastra.
Die Klinge jagte durch seinen Schädel. Ich spürte einen kurzen Widerstand und sah plötzlich, wie die glühenden Augen in der braunen Masse des Körpers rotierten wie zwei feurige Sonnen.
Mein Schwert hatte schon den Schädel geteilt, und mir kam es vor, als würden die Augen den Nebel verscheuchen.
Dies geschah in der Tat.
Der Nebel löste sich auf. Die rotierenden, glühenden Bälle durchdrangen ihn, rissen ihn auf und wehten ihn fort.
Zum erstenmal stand Okastra klar und deutlich vor mir.
Er war *kein* Mensch. Ich schaute auf den braunen, irgendwie rindenartigen Körper einer Mumie, die allerdings noch Menschengröße besaß. Ein widerlicher Anblick, der mein Innerstes zusammenzog.
Etwa bis zur Nase war die Klinge gedrungen. Die beiden Hälften des Kopfes neigten sich nach verschiedenen Seiten, und gleichzeitig löste sich auch die rindenartige Haut.
Es war dicker Sirup. Der Erdanziehung folgend, rann er nach unten. In langen, zähen Streifen.
Okastra starb.
Was blieb zurück?
Ich hatte mit der silbernen Seite des Schwerts zugeschlagen.
Deshalb gab es nur eine Lösung.
Vor mir stand ein Skelett!
Keine glühenden Augen mehr, sondern leere Pupillen. Glotzlöcher, in die ich hineinschauen konnte, ohne Füllung, ohne Leben.
Noch stand das Skelett. Ich dachte darüber nach, ob ich noch einmal zuschlagen sollte. Da lief ein Vibrieren durch die Gestalt, als hätte man ihn an ein Stromkabel angeschlossen. Die knochigen Beine konnten das Gewicht nicht mehr halten. Gelenke klapperten, der Kopf wackelte und vor meinen Augen brach der Knochenmann zusammen.
Wie ein Skelett auf der Geisterbahn.
In einem Anfall von Zorn trat ich auf die Knochen und schwang mit dem Beuteschwert in der Hand herum.
In den letzten Sekunden hatte ich Suko, die Gefangenen und auch die Soldaten vergessen.
Das änderte sich nun.
Ich sah meinen Partner, der frei war, und entledigte mich zunächst einmal der Rüstung. Es ging leichter, als ich gedacht hatte. Auch den Helm schleuderte ich zur Seite.
Jetzt war ich wieder voll einsatzfähig.
Ich sah Suko auf mich zulaufen, wollte ihn rufen, als plötzlich die Erde aufbrach und der gellende Schrei nach Baal durch die Luft

schwang…

Der Götze kam!

Aber nicht in der Gestalt, in der ich ihn kennengelernt hatte, sondern in der eines anderen.

Aus dem riesigen Loch in der Erde brach er hervor, und das Monstrum erinnerte mich im ersten Augenblick an Asmodinas Höllenschlange.

Baal kam ebenfalls in dieser Gestalt.

Aber als pechschwarze, unheimliche, breite Schlange, die ein gewaltiges Maul hatte, es aufriß und ich in einen Schlund hineinschaute, der mich an die Größe eines Scheunentors erinnerte.

Ich hatte ihm seinen Diener genommen.

Jetzt würde er sich rächen!

Und Baal drehte durch. Im Hintergrund des Mauls und tief in seinem Rachen regte sich etwas. Ich ahnte Schreckliches, sprang zur Seite und duckte mich hinter dem Altar zusammen.

Bevor ich den Kopf einzog, konnte ich noch einen letzten Blick auf die monströse Schlange werfen, die auch in dieser Zeit das absolut Böse verkörperte.

Eine ebenfalls pechschwarze Zunge zuckte hervor. Sie schwang wie ein gewaltiger Kreisel über den Innenhof und machte vor nichts Halt.

Gnadenlos schlug sie zu, schmetterte auch gegen den Altarstein, so daß ich Angst davor bekam, er würde mich unter sich begraben, und war schließlich vorbei.

Ich riskierte wieder einen Blick und konnte sehen, daß die Zunge über den Hof fegte. Was sich ihr in den Weg stellte, nahm sie mit.

Und das waren Menschen.

Wie angeleimt wirkten die Krieger der Babylonier, und dazwischen ein schreiender Mann, der die Uniform eines Kapitäns trug.

Ich wußte nicht, wie ich dieses Monstrum stoppen sollte, In meiner Verzweiflung schleuderte ich das Beuteschwert auf das offene Maul zu und sah nicht mehr, ob ich getroffen hatte, denn mein Helfer meldete sich.

Die Lichtfülle, die den Innenhof umflorte, hatte ich bereits in dem Tal erlebt. Angst brauchte ich davor nicht zu haben, auch nicht vor der Stimme und vor meinem Kreuz, das ebenfalls mithalf, diesen weißmagischen Schutzwall aufzubauen.

»Mehr kannst du nicht erreichen, John Sinclair, Sohn des Lichts. Mehr geht nicht. Du mußt den Dolch verloren geben. Du kannst ihn dir vorerst nicht zurückholen. Er hat einmal ihm gehört, aber du wirst noch von ihm hören. Ich schicke euch zurück…«

»Aber…« Ich wollte sprechen, war auf die Knie gefallen, als ich von einer unbegreiflichen Kraft gepackt und in die Höhe gerissen wurde.

Alles in meiner Umgebung war bedeutungslos geworden. Ich hatte

eine Reise angetreten, von der ich hoffte, daß sie mich zurück in die Gegenwart und damit in meine Zeit brachte.

Und ich drückte auch meinen Freunden die Daumen. Schließlich standen sie auf meiner Seite…

***

Wir landeten dort, wo alles begonnen hatte.

In Campa, diesem kleinen Ort an der Nordwestküste Spaniens. In einem Dorf, das leer war, denn wir sahen weder etwas von seinen Bewohnern noch von den Spinnen.

Sie mußten ebenfalls ihr Leben verloren haben, als Okastra zerstört wurde.

Suko, Claudia und vier Offiziere, das waren meine Begleiter. Den Kapitän hatte es erwischt. Und auch das U-Boot blieb in der Vergangenheit verschollen.

Es hatte sich noch etwas verändert. Der Friedhof auf dem Berg war zusammengestürzt, und in Campa selbst standen zahlreiche Häuser schief, als hätte es ein Erdbeben gegeben.

So etwas schien tatsächlich geschehen zu sein. Ich wollte nicht wissen, wie es im Berg aussah.

Von der Bodega war nichts mehr vorhanden. Dieses Haus war völlig eingestürzt.

In einer windgeschützten Ecke hielten wir Kriegsrat. Viele Fragen waren offengeblieben. Ich hatte meinen Dolch verloren und mußte jetzt versuchen, ihn wieder zurückzubekommen.

Ferner hatten wir das U-Boot verloren, und damit auch die Besatzung.

Sie war in der Vergangenheit verschollen geblieben.

Lösungen fand ich nicht.

Nur Fragen.

Zum Glück fanden wir genügend Autos, in die wir uns hineindrücken konnten.

Wir fuhren los und erreichten irgendwann einen Ort, in dem es Telefon gab.

Stunden später bekam ich eine Verbindung mit London. Es wurde ein ziemlich langes Gespräch, und Sir James begrüßte mich, als wäre ich von den Toten auferstanden.

So ganz unrecht hatte er damit nicht.

Daß in London zahlreiche Probleme auf mich warteten, verstand sich von selbst. Dennoch freute ich mich wie ein Schneekönig darauf, meine Heimatstadt doch endlich wiederzusehen…

ENDE des Vierteilers